

Technical and Bibliographic Notes / Notes techniques et bibliographiques

The Institute has attempted to obtain the best original copy available for filming. Features of this copy which may be bibliographically unique, which may alter any of the images in the reproduction, or which may significantly change the usual method of filming, are checked below.

L'Institut a microfilmé le meilleur exemplaire qu'il lui a été possible de se procurer. Les détails de cet exemplaire qui sont peut-être uniques du point de vue bibliographique, qui peuvent modifier une image reproduite, ou qui peuvent exiger une modification dans la méthode normale de filmage sont indiqués ci-dessous.

- Coloured cover:/
Couverture de couleur
- Covers damaged/
Couverture endommagée
- Covers restored and/or laminated/
Couverture restaurée et/ou pelliculée
- Cover title missing/
Le titre de couverture manque
- Coloured maps/
Cartes géographiques en couleur
- Coloured ink (i.e. other than blue or black)/
Encre de couleur (i.e. autre que bleue ou noire)
- Coloured plates and/or illustrations/
Planches et/ou illustrations en couleur
- Bound with other material/
Relié avec d'autres documents
- Tight binding may cause shadows or distortion along interior margin/
La reliure serrée peut causer de l'ombre ou de la distorsion le long de la marge intérieure
- Blank leaves added during restoration may appear within the text. Whenever possible, these have been omitted from filming/
Il se peut que certaines pages blanches ajoutées lors d'une restauration apparaissent dans le texte, mais, lorsque cela était possible, ces pages n'ont pas été filmées.
- Additional comments:/
Commentaires supplémentaires:

- Coloured pages/
Pages de couleur
- Pages damaged/
Pages endommagées
- Pages restored and/or laminated/
Pages restaurées et/ou pelliculées
- Pages discoloured, stained or foxed/
Pages décolorées, tachetées ou piquées
- Pages detached/
Pages détachées
- Showthrough/
Transparence
- Quality of print varies/
Qualité inégale de l'impression
- Continuous pagination/
Pagination continue
- Includes index(es)/
Comprend un (des) index
- Title on header taken from: /
Le titre de l'en-tête provient:
- Title page of issue/
Page de titre de la livraison
- Caption of issue/
Titre de départ de la livraison
- Masthead/
Générique (périodiques) de la livraison

This item is filmed at the reduction ratio checked below/
Ce document est filmé au taux de réduction indiqué ci-dessous.

10X	12X	14X	16X	18X	20X	22X	24X	26X	28X	30X	32X
<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input checked="" type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>



Die hl. Johanna von Toulouse, Karmeliterin. (31. März.)



Rundschau vom Berge Karmel.

I. Jahrgang.

März, 1898.

Nummer 6.

Zu den Füßen der Pietà.

Wem hätte nie des Todes Hand
Kalt an das Herz gerührt,
Und weißen Schläße hätte nicht
Den Dornen - Kranz gespürt?
Es hat der Prüfung Angst und Noth
Schon jede Brust empfunden;
So manche Seele kranket still
In tief - geheimen Wunden.

O, komme doch und kniee hin
Vor diesem Schmerzens - Bilde,
Sieh' diese Augen, thränenlos,
Dies Anlitze bleich und milde.
Es hält die Mutter ihren Sohn,
Den todtten, in dem Schooße;
Die Engel selbst erweisen nicht
Ihr Weh, das namenlose.

Von siebenjähigem Schwert durchbohrt
Ist sie, die Schmerzensreiche.
Webent', ob ihrem Meer von Leid
Dein eig'ner Kummer gleiche!
Was immer widerfahren dir,
Sie hat's zuvor getragen
Und sie allein, die ohne Schuld,
Sie duldet ohne Klagen.

Hast Du gefehlt? umfange doch
Der Gottesmutter Füße.
Daß ihre Demuth liebevoll
Den Wermuth - Kelch verjüße.
Hast Du geübt? schaue nur,
Aus Jesu blut'gen Wunden
Ergießen Wunderquellen sich,
Derunten zu gefunden.

Hat Dich die Welt gekränkt, gehöhnt?
Hier lerne jetzt vergeben,
Gab Er für seine Feinde doch
Erlösend hin das Leben!
Und willst Du schwach und hoffnungslos
Ermüden und verzagen —
Bald wird ob Deinem Kreuze auch
Der Ofter-Morgen tagen!

Die Verehrung der allerheiligsten Jungfrau Maria.

Von Ed. Hejner, Cincinnati, O.

I. Abtheilung. Die Marienverehrung in ihrem Grunde.



Die Kirche hat immer die Hauptlehre des Christenthums, mit welcher dasselbe besteht, ohne welche es fällt, die Lehre von der Gottheit Jesu Christi streng festgehalten, und darum auch die Anbetung des Gottessohnes stets gläubig und innig ausgeübt. Eben wegen dieser tiefsten Ehrfurcht vor dem Heilande ist das erhabenste der Geschöpfe, durch welches Gottessohn-Menschensohn, das Wort Fleisch ward, ihr immer vor allem werth gewesen, und von ihr für die Krone und Königin der Schöpfung gehalten worden. Weil sie den Sohn Gottes anbetete, verehrte sie die Mutter: stehen ja beide in der innigsten Verbindung, und wir können und dürfen nicht trennen, was Natur und Gnade verknüpfen. Sie erkannte von den frühesten Zeiten an der heiligsten Gottesgebärerin eine Verehrung zu, die hoch über die Verehrung aller Heiligen geht.

Sie stellte im Verlaufe der Zeiten Feste zu ihrer Beherrschung an, und feiert also nicht wie bei den übrigen Heiligen ihr heiligstes Gedächtniß an einem Tage, sondern begehrt in hoher Freude die Feier der einzelnen Ereignisse des Lebens der Gottesmutter, so wie das Andenken an besondere Wohlthaten, die der Allmächtige auf ihre mächtige Fürbitte der Christenheit verlieh. Sie heiligte und weihte ihrem Namen Altäre, Kapellen, Kirchen, so daß es Vorschritt ist, überall wo drei Altäre in einer Kirche sind, einen davon Maria zu widmen. Täglich betet sie in und außer der heiligen Messe zu Maria, beginnt und endet die Tagzeiten unter ihrer Anrufung und überhaupt hält sie nie eine gottesdienstliche Feier, ohne daß Maria um ihre Für-

bitte angefleht wird. Wahrlich! Die Verehrung Mariens macht einen Haupttheil der kirchlichen Andacht aus. Ferner ermunterte die Kirche ihre Gläubigen fortwährend zu dieser Verehrung durch reichliche Ablasspendung an öffentlichen Wallfahrtsstätten, damit sie dort mit einem von Sünden gereinigten und durch die heilige Kommunion besiegelten Gewissen, der himmlischen Wohlthaten theilhaftig würden, welche die Fürbitte der Himmelskönigin erfleht. Sie genehmigte und segnete Bruderschaften zur Anrufung und Nachahmung Mariens, benannte Männer- und Frauenorden nach ihrem Namen, verordnete eigene geistliche Tagzeiten, bestimmte seit undenklichen Zeiten den Samstag zu ihrer Verehrung, an welchem Tage an allen öffentlichen Gebetsorten ihre Litanei voll wunderfam lieblicher und geheimnißreicher Titel und Aneben gebetet wird, sie süß den Gruß, womit der vom Allerhöchsten gesandte Erzengel bei ihr eintret, dem Vater unser auf eine beinahe unzertrennliche Weise an, sie setzt das Bildniß der Mutter unter das Kreuz des Sohnes und in die Umgebung seines Gnadenthrones, sie mahnt täglich dreimal durch den Ton der Glocke, die Mutter des Herrn zu begrüßen, und ruft mit dem Namen Jesu vereint ihren schönen Namen an, worüber die hl. Kirchenväter so anmuthig zu sprechen und zu schreiben wußten. Nie unterließ die Kirche, auf die große Würde der hehren Himmelskönigin hinzuweisen, alle ihre Kinder aufzufordern, die Hochgebenedeite zur Fürbitlerin, Patronin und Mutter zu wählen und das reine Vorbild jeglicher Jugend nachzuahmen. Nimmer verhallen die Lobgesänge auf ihre Jungfräulichkeit und Heiligkeit, nimmer enden die Beglückwünschungen zu ihrer wunderbaren Mutterwürde, nimmer verstummen die Seufzer und Gebete der Kinder Eves aus diesem Thale der Thrä-

nen zu der himmlischen Schutzfrau am Throne des göttlichen Sohnes. Ihr feierliches und liebevolles Andenken zieht sie freundlich und lebenskräftig durch den öffentlichen Gottesdienst, durch die heiligen Zeiten des Kirchenjahres, durch die stillen Andachtsübungen und das gesammte Denken und Leben der Gläubigen. Zerstreut legtere an frommem Sinn und sittlicher Würde zugenommen haben, eine desto innigere Marienverehrung findet sich bei ihnen vor, und umgekehrt; ja in keinem Kranze von duftenden Lebensblüthen der ausgezeichneten Heiligen fehlt die zarteste Andacht zur Mutter des Herrn.

Die Kirche rief selbst die Künste, nachdem sie ihnen heidnische Ansichten und Gewohnheiten genommen und christliche Wahrheiten und Gefühle mitgetheilt hatte, zu Hilfe, um die allerheiligste Jungfrau mit denselben zu verherrlichen. Aus diesem Bunde gingen gleichsam himmlische Schöpfungen hervor, wie die Erde sie noch nicht gekannt hatte. In der That! es verschwinden an tief ausgeprägtem Seelenadel, an himmlischem Sinn, an überirdischer Hoheit und wahrer Würde, an Ausdruck der vollendeten Reinheit und Heiligkeit, alle Kunstwerke des Heidenthums gegen die Leistungen der zum Christenthum bekehrten Kunst; und dürfen jene nicht mit den letzteren verglichen werden: Diese erschuf der gläubige Christensinn, jene der Weltfönn. Vorzüglich waren die Bildhauer und Maler von jeher beflissen, würdige Bilder der Madonna zum Schmucke der Tempel zu liefern, und sie haben wirklich sehr Großes geleistet. Die begabtesten Dichter sangen stets das Lob der Himmelskönigin und mehr als ein starkes Buch würde sich mit wertvollen Poesien zu Ehren Mariens füllen, von jener Zeit, wo die marianischen Hymnen von unseren Vorfahren beim Feuerherde gesungen wurden, bis auf unsere Tage, und alle Sprachen würden einen reichen Beitrag zollen.

Auch die Tonkunst blieb nicht zurück mit ihrer Blumenpende zum Kranze der heili-

gen Jungfrau: Man denke nur an die allgemein bekannten seelenvollen Melodien des Salve Regina u. s. w., zu denen, was Einfachheit, Erhabenheit und Lieblichkeit betrifft, es außer der Kirchenmusik wohl schwerlich Gegenstücke geben mag. Wie viel Herrliches läßt sich aus der Maria geweihten Musik aufzeigen, von dem Stabat Mater Palästina's, Pergolesi's und Rossini's Meisterwerken bis zu den einfachen Liedern, die allerorts an den Festtagen Mariens, im Maimonat u. s. w. gesungen werden! Von dem Regina coeli laetare, das auf Ostern in den ehrwürdigen Kathedralen von einem rauschenden Orchester ausgeführt wird, bis zu der süßen Melodie der jungen Pensionärinnen, welche die erste Huldigung ihrer reinen Stimme der Königin der Engel weihen! Von den ersten Kompositionen welche den Priester am Altare ergreifen, bis zu den gefälligen Romanzen, worin wie durch Zufall Maria verherrlicht wird.

Kurz die Kirche und ihre vom rechten Geiste durchdrungenen Kinder haben es nie versäumt, die heilige Jungfrau nach Kräften zu verherrlichen. Wohl ist diese Thatsache von großer welthistorischer Bedeutung, und ihr milder segensreicher Einfluß auf die Völker müßte auch von kalten glaubenslosen Kritikern anerkannt werden. Unwillig mögen sie nur werden, wie vielleicht Satan darüber verdrossen; manche mögen aus vermeintlich christgläubigem Eifer sich über die großartigen Anstalten zu Ehren Maria's ärgern: Die Mariaverehrung beruht auf tiefem und festem Grund, und zwar die äußere Verehrung nicht minder, als die innere. Es gilt daher, die Entwicklung dieses Gegenstandes in folgendem zu versuchen.

Zuförderst beruht unsere Verehrung Mariens auf jener Anerkennung und Hochachtung, womit nach allgemeinen menschlichen Begriffen dem reinen Sinne, dem tugendhaften Leben und dem wahren Verdienste gehuldigt wird. Wir verehren Maria, weil wir nicht anders können, weil

vir überhaupt die wirkliche Vortrefflichkeit ehren. Beseßigen wir uns schon der Achtung gegen Jemanden, den Wissenschaften zieren, oder der eine hohe Stelle bekleidet, oder Heldenthaten im Kriege verrichtet, oder im Frieden sich um das Wohl des Landes verdient macht, darf dann die unbefleckte Tugend einen niedrigeren Rang in unserer Werthschätzung einnehmen, als Würde, Wissenschaft und Ruhm? Schmückt und lohnt man das irdische Verdienst mit Orden, Lobsprüchen, Gefängen, Festen und Denkmälern, warum sollte dann die vollendete Sittlichkeit leer ausgehen, und nicht auch Anspruch machen dürfen auf Anerkennung und Verehrung? Soll allein die Welt ihre Heroen feiern, und die Helden der Religion müßten der Verehrung entbehren? Wir denken: Jedem Verdienste seine Krone! Das fordert die Gerechtigkeit. Sind die rühmlichen Thaten des Gerechten, der die Welt und sich selbst bezwingt, nicht ebenso würdig der Palme, wie der kriegerische Muth des Lorbeerfranzes? Sind Heilige nicht Wohlthäter des Menschengeschlechtes durch ihren liebevollen Glauben, und ihr Beispiel? Soll nur das geräuschvolle Auftreten auf dem Markte der Welt Ruhm erwerben, und nicht die stille bescheidene Tugend, die aufopfernde Liebe, der himmlische Sinn, der sich von der Erde losreißt, wie der Adler den Staub von den Schwingen schüttelt, und der Sonne zuschwingt? Kann nur blendendes Flitterwerk Bewunderung erregen, und soll das gebiegene Gold verachtel werden? Der reinen ungeschmückten Tugend wird kein Sophist ihren innern Werth streitig machen können; wer den Allerheiligsten ehrt und liebt, muß die Tugend, muß das reinste Ebenbild und würdigste Kind Gottes ehren und lieben. Selbst das Lafter muß der Tugend huldigen; denn diese besißt die unwiderstehliche Kraft, auch ihren heftigsten Feinden Verehrung abzugewinnen.—Denken wir, es lebe eine Jungfrau unter uns, die rein ist, wie am Tage der heiligen Taufe oder der ersten hl. Communion, welche die Bescheidenheit, Scham-

haftigkeit, Sanftmuth, Güte und Demuth als ihren liebsten Schmuck gewählt hat—müssen wir sie nicht hochachten? Können selbst Jene einer solchen Seele ihre Ehrfurcht versagen, die da schuldbewußt erröthen müssen, wenn sie auf eine solche Jungfrau blicken? Es weilt eine Hausfrau unter uns, die geschäftig ist im Hauswesen wie Martha, aber auch nicht versäumt, zuhörend und betend zu den Füßen Jesu zu sitzen, wie Maria, die betet und arbeitet, Zeitliches und Ewiges sammelt, die ihrem Mann den Trauring als hohes Kleinod bewahrt, die gute Kinder als goldene Ketten und Armhänder ansieht, und die Kleinen dem Herrn zuführt—müssen wir eine solche Hausfrau und Mutter nicht lieb gewinnen und hochverehren?—Wir kennen einen Mann, der um kein Haar breit von der Bahn des Rechtes und der Tugend abweicht, der keinen ungerechten Heller besißt, der selbst entbehrt und für Freunde sich aufopfert, der sein Herz nicht verschließt, wenn die Noth anklopft, der umhergeht, um wohlzutun, der sich an Feinden durch Gebete und Wohlthaten rächt, der im Mißgeschick aufsteht und ergeben zum Himmel blickt, muß nicht selbst der Stolze sein Haupt beugen vor einem solchen wahren Christen? Woher das? Das wahre Verdienst nöthigt uns zu solcher Huldigung. Nun schauen wir auf die heilige Jungfrau, mit der sich keine vergleichen darf, auf die beste und liebevollste Mutter, auf das Musterbild der Frauen: Blicken wir auf sie, die stark und treu blieb, da selbst Männer flohen, die unter dem Kreuze des blutriesenden Sohnes stand und nicht hinsank! Bedenken wir ferner, daß sie mit sämmtlichen Tugenden noch die Demuth verband, die der Grund- und Schlußstein und die Zinne des Tugendtempels ist, daß sie klein blieb in ihren Augen, sie, die so groß erschien in den Augen Gottes, dessen treue Dienstmagd sie sich nannte! Stolz aber ist es, der häufig genug selbst hochberühmte Männer alles Verdienstes beraubt; er ist die gefräßige Raupe, die an den Tugendblüthen nagt, so daß manche Blume als

welt und enfeelt vor dem Blicke des Allwissenden erscheint, die uns schön und prächtig dünkt. Obgleich königlichen Geschlechtes, war Maria mit ihrer ganzen Verwandtschaft in Dürftigkeit gerathen; aber sie besaß bei stiller Lebensweise, in der Verborgenheit vor der Welt, unter dem Dache geringer Leute, in einer kleinen Stadt des jüdischen Landes, im Umgange mit tugendverwandten Seelen, den kostbaren Schatz einer gottesfürchtigen, menschenfreundlichen, hingebenden Gesinnung. Im Geheze des Herrn frühzeitig unterrichtet, war ihr das irdische Treiben und Leben fremd,—das Heil Israels, die große Erwartung der Völker erfüllte ihre Seele, und so seufzte sie in der Finsterniß, Verderbniß und dem Nothstande, worin die Zeitgenossen wie begraben lagen, zu dem einzigen Retter und Helfer auf. Diese tiefe Einsicht in die Rathslüsse Gottes mit der Welt, in die großen Bedürfnisse der Menschheit, dieses stille und demüthige Harren auf Gott, diese geistige Vereinigung mit Gott—solche Vorzüge sind sie nicht unserer größten Verehrung werth? Wie offenbart sich ihr demüthiges, gottesfülltes Wesen in dem begeisterten Hochgejang: „Magnificat anima mea Dominum et exultavit spiritus meus in Deo salutari meo.“

„Es preiset meine Seele den Herrn, und mein Geist frohlocket in Gott meinem Heilande; denn gnädig sah er auf die Niedrigkeit seiner Magd; Erbarmen hat Got von Geschlecht zu Geschlecht mit denen, die ihn

(Fortsetzung folgt.)



Die Kirche allein ist die Helferin und Schützerin der Armen und Kleinen.

Man erkennt den Menschen aus seinen Wünschen.

Wenn man richtig sagt, daß ein Kreuz, welches man voraussieht, weniger schmerzt, so bewahrt man auch die Erkenntniß von dem eigentlichen Grunde unsrer

fürchten; Er hat sich Israels angenommen wie Er unsern Vätern verheißt!“ (Luk. 1, 46).

Nicht vom leisesten unreinen Hauche konnte der Spiegel ihrer Jungfräulichkeit berührt und getrübt werden. Dies ver schafft ihr jene Huldigungen, welche zu allen Zeiten jungfräuliche Seelen ihr als einem erhabenen Musterbilde darbrachten. Erhaben sind die Schilderungen, welche in Betrachtung von Mariens innerer Vortrefflichkeit heilige Seelen uns hinterlassen; Rühlig war sie in ihren Mienen, ihren Reden, ihrem Thun und ihrem Blick, so rühmt der hl. Ambrosius: ihr Herz war reine Demuth, ihr Wort voll Würde, ihr Geist voll Klugheit, kein Trotz in ihrem Taubenaugen, nichts Muthwilliges in ihrem Gange oder in ihrer Stimme, so daß schon ihr Aeußeres der schönste Ausdruck der himmlischen Seele war. Schauen und erwägen wir alle Scenen ihres frühern oder spätern Erdenwandels, wahrlich wir erkennen die vollendete Tugend in ihr, und für jedes Alter, jeden Stand, jedes Lebensverhältniß, für Jung oder Alt, Arme oder Reiche, für Gelehrte oder Ungelehrte, ist Maria ein leuchtendes, stärkendes und heiliges Vorbild, ein Ideal der gottgefälligen Gesinnung und des heiligen Lebens. Daher unsere Verehrung gegen sie und hierin gleichgültig sein, heißt gegen alle Tugenden und alles wahre Verdienst gleichgültig sein.

Leiden, die Ruhe, die Fassung, die Ergebung. Wir schauern, fürchten und erschrecken viel weniger, wenn wir den Zweck der Leiden ins Auge fassen und festhalten. Sie sind das Treibhaus, worin die Früchte der Tugend zeitiger gedeihen. Sie sind die Gnadenquelle, die unsre Seele reiniget und läutert. Sie sind das Thor, durch das allein man eingehen kann in das Himmelreich.—

Der Samstag, ein Maria geweihter Tag.

Ursprung dieser Andacht.



Immer darauf bedacht, in den Herzen ihrer Kinder eine zärtliche Andacht zur Mutter Gottes zu unterhalten, hat die heilige Kirche gewollt, daß jeder Samstag des Jahres auf eine ganz besondere Weise dazu gewidmet sei, Maria zu ehren. „Es ist gewiß, sagt der Verfasser des hystorischen Kalenders über die Feste der heiligen Jungfrau, daß der Samstag seit den ersten Jahrhunderten der Kirche ein der Mutter Gottes geweihter Tag gewesen.“ Die Väter des Concils von Clermont unter Pappst Urban II. befahten, alle Samstag die Messe und das Officium der heiligen Jungfrau zu singen, und dies geschieht noch jetzt in der ganzen Kirche, wenn nicht an diesem Tage ein höheres Fest einfällt. Man erzählt ein immerwährendes Wunder, das zu Konstantinopel sich begab. In einer Kirche dieser Stadt war ein Bildniß der Mutter Gottes, welches die ganze Woche über bis zur Besper am Freitag verschleiert blieb, während welcher dann eine unsichtbare Hand den Vorhang aufzog und das Bild Maria's den ganzen Samstag über bis zum Abend unbedeckt ließ. Der Herr gab durch dieses Wunder zu verstehen, daß der Samstag vorzugsweise seiner heiligen Mutter geweiht sei. Einen so großen Antheil nahm Maria an dem erhabenen Werke unserer Erlösung! Mußte man nicht vom Vorabend des Tages an, an dem man über das schmerzhafteste Schauspiel am Kalvarienberge geweint hat, seine Thränen mit denen Maria's vermischen! Maria war die Wonne der anbetungswürdigen Dreifaltigkeit, ihr Herz war das Ruhebett des heiligen Geistes und das vielgeliebte Heiligthum des Sohnes Gottes. Mußten nicht, sagt ein frommer Schriftsteller, die für

Maria so ehrenvollen Erinnerungen in dem Andenken der Gläubigen für immer festgehalten werden? Auch weicht die Kirche, um dieser mysteriösen Ruhe des heiligen Geistes in dem Herzen Mariä und der Ruhe des Heilandes in ihrem keuschen Leibe durch das Geheimniß der Menschwerdung eine Hulbigung zu bereiten, Marien den nämlichen Tag, welcher an die große Ruhe des Herrn nach der Erschaffung der Welt erinnert.

Der Samstag ist die Pforte und die Einleitung des Sonntags, der da ist das Symbol der ewigen Ruhe; die heilige Jungfrau wird von der Kirche Pforte des Himmels, *janua coeli et aula lucis fulgida* genannt; durch sie haben wir die Hoffnung in die ewige Ruhe einzugehen.

Der Samstag dient als Zwischenzeit inter diem gaudii et diem poenarum, zwischen dem Freitag und dem Sonntag. Die heilige Jungfrau ist die Mittlerin zwischen Gott, welcher immer ewige Seligkeit genießt und dem Menschen, der allen Strafen unterworfen ist.

Maria ist der Weg, um zu Jesus zu gelangen: auch ist dieser Tag ein Vorspiel zur Feierlichkeit des Sonntags; er ist wie ein prächtiger der Mutter Gottes geweihter Vorhof, bevor man in das Heiligthum Gottes selbst eintritt.

Der heilige Bernhard, Savantus und andere Gelehrte behaupten, daß die Kirche Mariä den Samstag geweiht habe, zum Andenken an ihren unerschütterlichen Glauben und an ihre Trauer nach dem Tode ihres göttlichen Sohnes. Der heilige Pappst Innocenz I. hatte für diesen Tag Abstinenz vorgeschrieben, um die Schmerzen der allerheiligsten Jungfrau zu ehren.

Der heilige Peter Damian im ersten Jahrhundert schrieb, indem er diesen Gegenstand

abhandelte, an den Cardinal Didier, Abt von Monte Cassino, nachmaligen Papsst unter dem Namen Victor III.:

„Es hat sich in einigen Kirchen ein schöner Gebrauch gebildet, der Gebrauch, am Samstag ein besonderes Fest der heiligen Jungfrau zu feiern; der Montag ist den Engeln geweiht und der Freitag dem Kreuze. An letztem Tage fasten unsere Brüder bei Wasser und Brod, dann celebriren sie die Messe vom Kreuze, um dessen Schutz zu erlangen. Was den Samstag betrifft, welches der Tag des Sabats ist, so steht geschrieben, daß Gott ausruhte: es ist ganz passend, ihn der heiligen Jungfrau zu weihen, weil der Herr durch das Geheimniß der Menschwerdung in ihr ausgeruht hat, und man darf nicht zweifeln, daß die Gläubigen, welche ihr diese Huldbigung erweisen, sich ihren Beistand sichern.“

Man bemerkt, daß unser göttlicher Meister während seines Erdenwandels den Samstag auf eine ganz besondere Weise ehrte, indem er an diesem Tage seine größten Wunder wirkte.

Man liest im Evangelium des heiligen Johannes, daß die Juden Jesum verfolgten, weil er am Samstag heilte. Die pharisäische Bosheit, welche sich gegen den Heiland erhob wegen der Werke der Barmherzigkeit, die er am Samstag verrichtete, war der Anfang der Betrübniße der heiligen Jungfrau. Wegen dieser Schmerzen, die an den Samstagen anfangen, wo der Heiland seine Wunder wirkte und sich in illud triste sabbatum, wie der heilige Bernhard sagt, bis zum jenem des Begräbnißes des Heilandes verlängerten, mußte man den Samstag der Mutter der Schmerzen weihen.

Fromme Kinder Maria's, ihr werdet, nach dem Beispiele des Heilandes und der Heiligen, euerer Mutter anhaltendere und inbrünstigere Huldbigungen darbringen am Samstag, diesem dreimal gesegneten Tage, an dem diese schöne Morgenröthe, welche die Sonne der Gerechtigkeit verkündigte, zum ersten Male auf der im Schatten

des Todes liegenden Erde glänzte, an dem glücklichen Tage, an dem der Kopf der höllischen Schlange zertreten ward von dieser neuen Eva, welche gekommen war, um das Unglück der ersten wieder gut zu machen.

Maria wurde nach der allgemeinen Meinung am Samstag geboren, am 8. September, im 734ten Jahre der Erbauung Rom's, 20 Jahre vor der christlichen Zeitrechnung: deßhalb hat auch die Kirche seit unfürdenklichen Zeiten den Samstag ausgewählt, um jede Woche derjenigen, die sie ihre Freude und ihre Hilfe nennt, den Tribut der Lobpreisung, des Gebets und der Liebe darzubringen.

In mehreren Kirchen betet man alle Samstag die Officium der allerheiligsten Jungfrau. Im Königreich Polen, in Krakau feiert das Volk den Nachmittag jedes Samstags, um den Processionen beizuwohnen, welche zur Ehre der allerheiligsten Jungfrau gehalten werden. Johann des Pres, Bischof von Tournay bewilligte durch einen Hirtenbrief vom 12. Oktober 1343 einen Ablass von vierzig Tagen allen denjenigen, welche der Salve Regina-Procession beizuwohnen würden, die alle Samstag in der Kirche zu Tournay abgehalten wird.

Es hat mehrere Heilige gegeben, welche es als eine besondere Gnade sich erbaten, an einem Samstag zu sterben, und sie verdoppelten an diesem Tage ihre Almosen und ihre Abtödtungen.

Der heilige Ludwig, König von Frankreich, hatte die rührende Sitte eingeführt, daß er den Armen am Samstag die Füße wusch und sie selbst beim Mittagmahle bediente. Er stiftete ewige Messen für alle Samstag des Jahres in der Kirche unserer lieben Frau von Chartres, indem er wünschte, sie möchten, so weit die Rubriken es erlaubten, immer zu Ehren Maria's celebrirt werden. Der heilige Karl Borromäus fastete bei Wasser und Brod; der heilige Alhons Maria Liguori hatte die heilsame Gewohnheit, an diesem Tage zu beichten.

An allen Samstagen sieht man einen großen Andrang von Gläubigen zu den Heiligthümern Maria's. Nichts kann erbaulicher sein, als das Schauspiel, welches an diesem Tage die Gnaden-Kapelle unserer lieben Frau von Fourvières darbietet, in deren Schallen der dritte Orden Maria's entstanden ist.

Der der Mutter Gottes geweihte Samstag soll für uns ein Tag der Vorbereitung zu den Festlichkeiten des Sonntags sein.

Nur sollen uns an diesem Tage reinigen, um Tags darauf dem Allmächtigen eine Verehrung darzubringen, die ihm angenehm sein kann. Bevor wir zu Gott gehen, wollen wir uns Mariä vorstellen, wie Jakob zu seiner Mutter Rebekka ging, bevor er dem Isaak ein Geschenk darbot, das er liebte.

Getreue Kinder Maria's, seid also pünktlich, euch im Dienste eurer heiligen Mutter alle Samstage zu erneuern; opfert ihr irgend ein besonderes Gebet, irgend ein Almosen, eine durch den Gehorsam geregelte und geheiligte Abtödlung; wohnet mit Andacht dem zu ihrer Ehre dargebrachten heiligen Messopfer bei.

Der ganz besondere Schutz, den Maria denjenigen angedeihen läßt, welche sie am Samstage ehren, findet sich in einer Bulle Pauls V. verzeichnet, welche den frommen Glauben für zulässig erklärt, daß die heilige Jungfrau den Mitgliedern der Skapulier-Bruderschaft nach ihrem Tode auf eine ganz besondere Weise am Samstage beisteht, welchen die Kirche ihr geweiht hat.



Verdienste der Päpste um die Landwirthschaft. Vielfach sind die Verdienste, welche die Päpste sich seit alten Zeiten um den Bau ernstand erworben. Der heilige Gregor der Große (gest. 604) ordnete an, daß den Bauern, die zur damaligen Zeit in Italien hohe Abgaben vor der Ernte zahlen mußten und dadurch vielfach in schwere Bedrängniß kamen, aus den Geldern der Kirchengüter Vorschüsse und zwar unverzinsliche, gegeben werden durften; erst nach der Ernte sollten sie diese Darlehen zurückzahlen. Auch in andern Nothfällen konnten ihnen solche Darlehen bewilligt werden. Die Idee der Darlehenskassen stammt also schon vom hl. Papste Gregor. Papst Clemens IV. erließ eine Verordnung, daß es im Gebiete des Kirchenstaates Jedem erlaubt sein sollte, ein Drittel der unbebauten Felder zu beackern und zu besäen, selbst wenn die Eigenthümer ihre Erlaubniß nicht dazu gäben. Pius V. bestimmte im Jahre 1566, daß Zugochsen und alle zum Ackerbau nothwendigen Geräthschaften nicht gepfändet und in keine Hypothek mit eingeschlossen werden könnten. Pius VI. erließ im Jahre 1783 als Beherrscher des Kirchenstaates mehrere Anordnungen zur Beförde-

rung des Ackerbaues; in dem bezüglichen Schreiben setzte er unter anderem für jeden Morgen (rubbio) Landes, der neu cultiviert wurde, eine Prämie von 8 Paoli (gleich 3,84 M.) aus. Bei dieser Gelegenheit sei auch erwähnt, daß der Cardinal de la Luzerne, Bischof von Langres (im 18. Jahrhundert) hauptsächlich im Interesse der Ackerbau treibenden Bevölkerung seiner Diözese eine Art Versicherung gegen Feuerbrunst einrichtete. Die gemeinsame Kasse, zu welcher alle Pfarreien beitrugen, vertheilte nach Abschätzung des Schadens die Entschädigungen für den Brandschaden.

Das charakteristische Merkmal des Liberalismus, auch des kirchlichen, ist das Herabsetzen, Verachten und Verleugnen jeder Autorität.

Wenn sich das leibliche Auge für immer schließt, geht das geistige erst recht auf. Der Maulwurf wird sehend, sagt man, wenn er stirbt, und mancher Narr wird verständig vor seinem Ende. Wehe dir, wenn du einer dieser blinden Maulwürfe, die nur immer in der Erde wühlen, oder ein solcher Thor wärest.

Die Kirche ist die Mutter der Civilisation.

Die Befolgung der Gebote Gottes ist die Quelle der Kultur.



ollte man den kirchenfeindlichen Blättern Glauben schenken, so wäre die Civilisation nicht eine Frucht des segensreichen Wirkens unserer heiligen katholischen Kirche, sondern letztere ihre größte Feindin. Viele von denen, welche sich entweder in ihrem Innern oder auch äußerlich von diesem Quell der Bildung entfernt haben, glauben der Kirche einen argen Fußtritt zu versehen, wenn sie der Welt den Glauben einzupflanzen sich bemühen, die Civilisation könne nur da zu üppigem Wachsthum und Gedeihen sich entfalten, wo man dem Glauben als einer überflüssigen und höchst lästigen Bürde den Abschiedsbrief gegeben. Nach den Sentenzen dieser Gesinnungsgenossen ist die von unserm Herrn und Heilande Jesus Christus zum wahren Wohle der Menschheit gestiftete Heilsanstalt, die Kirche, ein Institut, welches die Menschheit in den Fesseln der Knechtschaft zu erhalten und das Licht der Wahrheit zu erlöschen sucht. Die Diener der Kirche sucht man als Finsterlinge, Feinde der Aufklärung und herrschsüchtige Tyrannen hinzustellen.

Will man sich die Civilisation denken als Weltklugheit, Gewandtheit im Verkehr mit seinen Mitmenschen, verfeinerte Lebensweise, Raffinirtheit im Genuß der Freuden dieser Welt, Intelligenz zur Vermehrung des irdischen Besizes—kurz, denkt man sich das Leben als der Güter höchstes und sucht sich dieses in jeder Weise angenehm zu gestalten, so wird die Kirche gern darauf verzichten, das Recht zu beanspruchen, daß sie die Mutter einer solchen Civilisation sei. Sie predigt die Lehre von der Enthaltbarkeit, Mäßigkeit und Demuth.

Wir verstehen unter Civilisation jenes Streben, dessen Ziel darauf hinausgeht, den Menschen zu veredeln, seine Fähigkei-

ten auszubilden für das Große, Gute und Schöne, und ihn zu den Engeln zu erheben.

Und in diesem Sinne hat die Kirche vollständig recht, sich als die Mutter der Civilisation zu bezeichnen.

Die Gebote Gottes sind die Staffeln, auf denen der Christ zur wahren Veredelung emporzuklimmen soll. Jedes einzelne Gebot ist seinem Sinne und Inhalt nach dazu geeignet, den Christen bei treuer Befolgung desselben der wahren Civilisation näher zu führen.—

Bei den Heiden war die Abgötterei allgemein. Anfangs sah man die Werke der göttlichen Macht, später aber auch sogar die Werke, die man selbst verfertigt hatte, für Götter an. Es trat die Vielgötterei hinzu und da die Heiden sich ihre Götter mit allen Lastern und Fehlern behaftet dachten, so ist es klar, daß die Verehrung solcher Gottheiten nicht geeignet sein konnte, den Menschen zu veredeln. Man setzte die Verehrung darin, daß man selbst auch die Laster verübe, mit denen man die Gottheit behaftet glaubte. Unzucht, Schwelgerei, Kindermord und Menscheneschlächtereien in oft großartigstem Maasstabe waren und sind auch jetzt noch die Folgen dieser unsinnigen Verehrung.

Die Kirche stellt dem Christen einen und zwar alle Vollkommenheiten in sich fassenden Gott durch das Auge des Glaubens dar. Sie hält ihn durch die Gebote dazu an, dieses höchste Wesen in einer Weise zu verehren, die seiner Veredlung nur förderlich sein kann. „Seid heilig, wie Ich heilig bin, ich der Herr euer Gott!“ ermuntert er uns selbst und: „Seid Nachahmer Gottes als seine sehr geliebten Kinder!“ ermahnt uns der heilige Paulus. Wahre Verehrung und Nachahmung Gottes muß aber unser Inneres zunächst erfassen und des-

halb strebt die Kirche auch zuerst dahin, dem Christen durch Befolgung des ersten Gebotes eine wahre innerliche Verehrung Gottes in das Herz zu legen. Soll jedoch diese Verehrung auch für andere gewinnbringend sein, so darf der Christ diese nicht in seinem Innern verbergen, sondern er wird nach Anleitung des *dritten Gebotes* diese auch in seinen Handlungen zu erkennen geben und so ein Mitarbeiter an dem Werke der Veredelung der Menschheit werden. Hier bieten sich nun der Mittel viele dar, und zeigt sich andererseits auch, daß die Kirche es ist, welcher Künste und Wissenschaften ihre Ausbildung verdanken.

Nicht nur im großen Tempel der Natur betet der Christ seinen Gott an; es wölben sich über ihm die herrlichen Dome—die Kirchenbaukunst wird hineingezogen in den Dienst der Civilisation; majestätische Hymnen erschallen zum Preise des Schöpfers—Dichtkunst, Gesang und Kirchenmusik werden in Pflege genommen; herrliche Gemälde und Gebilde unsterblicher Meister führen dem sinnlichen Menschen die erhabenen Geheimnisse der heiligen Religion vor Augen—Sculptur und Malerei blühen und Hand in Hand mit ihnen geht die Pflege der Wissenschaften.

Die Erfahrung lehrt, daß stete Beschäftigung zur Erjagung irdischer Dinge den Menschen erdrückt und zur Erfassung höherer Ideen mehr und mehr unfähig macht. Er bedarf nach angestrengter längerer Arbeit der Ruhe, um seinen Blick von den Dingen dieser Erde emporzurichten zu jenem hohen Ziele, an welches ihn schon seine von den Thieren unterscheidende aufrechte Stellung erinnert. Hier zeigt die Kirche ihre civilisatorische Mission in so liebevoller Weise durch das Gebot der Feier der Sonn- und Festtage. Ruhe und Zeit werden dem Arbeiter gegönnt, um mit besonderer Sorgfalt an der Veredelung seines Innern zu arbeiten und sich zu befreien von den Fesseln der Sorge und Last, die ihn an den Wochentagen drückten. Aus seiner niedrigen Hütte, aus dem dunkeln Schooße

der Berge oder aus den dumpfen Räumen einer Fabrik, wo er Tag für Tag das Raseln der Räder, das Klopfen der Hämmer u. s. w. vernahm, tritt er in das Gotteshaus mit ganz neuen Gefühlen, wenn die harmonischen Accorde der Orgel ihn umtauschen, erhabene Meisterwerke der Malerei und Bildhauerkunst ihm entgegen treten und der Diener der Kirche in ganz anderer Sprache zu ihm redet, als er es in der Woche zu hören gewohnt ist. Gehoben, neu belebt, mit frommen Vorsätzen verläßt er die heilige Stätte; er hat sich einen Schatz gesammelt, von dem er im Getümmel der Welt zehren kann, um nach wenig Tagen von Neuem wieder zum wahren Born der Civilisation hinzueilen.—

Nicht weniger ist das *vierte Gebot* geeignet, der Veredelung des Menschen die Wege zu ebnen. Wahre Civilisation kann nur da gedeihen, wo schon die Erziehung des Kindes in diesem Sinne geleitet wird.

Das Heidenthum ließ der Jugend eine Erziehung angedeihen, welche vorzugsweise darauf berechnet war, den Körper stark, geschickt und gewandt zu machen; der edlere Theil des Menschen, die Seele, wurde entweder ganz vernachlässigt oder doch nicht in der rechten Weise erzogen. Schwächliche Kinder wurden nicht selten von ihren unnatürlichen Eltern mit kaltem Blute hingemordet. Doch auch unsere Zeit bietet uns bei den Völkern, denen das Licht des Glaubens noch nicht leuchtet, ähnliche Beispiele in großer Fülle dar. Sehen wir nicht, wie der heidnische Chinese sich seiner Kinder, wenn deren Ernährung ihm lästig wird, in oft grausamer Weise entledigt, ja nicht selten dieselben den Thieren zum Fraße vorwirft?

Die christliche Elternliebe kennt jedoch, Dank des gegenreichen Einflusses des Christenthums, solche Gräueltaten nicht. Sie erblickt in ihrem, wenn auch noch so hilflosen Kinde ein kostbares, ihnen von Gott anvertrautes Pfand, welches der Schöpfer am strengen Gerichtstage von ihrer Hand zurückfordern wird. Christliche Eltern wer-

den daher schon in das zarte Kinderherz die Reime zur künftigen Veredelung legen und Segen wird über sie kommen, wenn sie dieses in der rechten Weise thun. Der Christ erblickt in dem Kinde einen großen Schatz, er sieht es an als ein Ebenbild Gottes und sucht dieses durch eine Herz und Gemüth veredelnde Erziehung zu immer größerer Vollkommenheit auszubilden.

Eine neue Lichtseite entdecken wir an der Kirche, wenn wir ihren segensreichen Einfluß in Beziehung auf persönliche Sicherheit in's Auge fassen. Während der Heide oder der dem Christenthum Entfremdete nur durch äußere Gründe von der Beschädigung seiner oder des Mitmenschen Person, oder auch vom Morde abgehalten werden kann, nimmt das Christenthum die Person auch des geringsten Dienenden in Schutz und verhindert so seine Befehrer, hinabzusenken auf jene Stufe, welche die reizenden Thiere einnehmen. Selbst das Judenthum, welches den wahren Gott kannte und verehrte, konnte die Selbsttracht nicht verhindern und das „Auge um Auge, Zahn um Zahn“ stand dort in voller Blüthe. Die Kirche aber lehrt nach dem hehren Beispiele ihres göttlichen Stüfers Dulden und Verzeihen und nur der darf sich einen wahren Jünger Christi nennen, der diese schwerste aller Pflichten zur Ausübung bringt. Wie sehr aber gerade hierdurch der echten Civilisation Vorshub geleistet und der Unterschied zwischen dem Menschen und dem blutdürstigen Thiere klar gestellt wird, liegt auf der Hand.

Zweitem noch viel höheren Grade ist dies jedoch der Fall, wenn wir die Stellung der Ehegatten zu einander mit den vor Einjäh- rung des Christenthums bestehenden Zuständen vergleichen wollten. Wir verzichten jedoch darauf, näher auf diesen Gegenstand einzugehen. Bekannt ist es, daß Schamlosigkeit und Anzucht wesentliche Theile des heidnischen Kultus bildeten. Im übrigen ziehen wir gern einen dichten Schleier über die Zustände des Heidenthums in jütllicher Hinsicht und wollen dem christlichen Leser

den Schauder und das Erröthen ersparen. Nur so viel sei hier bemerkt, daß jene Tugend, welche die heilige Schrift mit den Worten feiert: O wie schön ist ein keusches Geschlecht im Tugendglanze! welche den Menschen am meisten veredelt und den heiligen Engeln ähnlicher macht, bei den Heiden fast als etwas unmögliches angesehen wurde.

Wollten wir nun noch den segensbringenden Einfluß der Kirche in Bezug auf die Stellung des christlichen Weibes hervorheben, so erscheint er uns in einem hellstrahlenden Lichte. Bei den Heiden galt das Weib nicht als gleichberechtigt mit dem Manne; ein Spielball seiner Laune war es; oft nur ein Gegenstand zur Befriedigung niedriger Triebe und zu den härtesten Arbeiten und Entbehrungen verurtheilt. Die Kirche hat erst dem Weibe die ihm gebührende, ehrenvolle Stellung eingeräumt und dem Manne zur Pflicht gemacht, mit ihm als dem schwächeren Geschlecht Schonung und Nachsicht zu haben.

Wahre Veredelung des Menschen kann nur da gedeihen, wo er sich im Genuße der Nahrung auf eine höhere Stufe zu stellen vermag, als sie das Thier einnimmt. Das Heidenthum hatte in dieser Hinsicht Zustände herbeigeführt, wo der Mensch sich tief unter die unvernünftigen Geschöpfe erniedrigte. Nur dem Einfluß der Kirche ist es zuzuschreiben, wenn nicht bloß die auch schon in Bezug auf Gesundheit gebotene Mäßigkeit in Speise und Trank beobachtet wurde, sondern auch eine nach dem Beispiele Christi gebotene Enthalttsamkeit, zur Ausübung gelangte. Wer nach wahrer Civilisation strebt, darf den Bauch nicht zum Gott erheben; er wird vielmehr beim Genuß der Nahrung stets sich an den Geber der Gaben erinnern, letztere mit Mäßigkeit und frohem Danke genießen und gebrauchen. Hierdurch öffnet sich eine weite Kluft zwischen dem Menschen und dem unvernünftigen Thiere. Das Schwein frißt die Eicheln, ohne sich um den Baum zu kümmern, welcher ihm seine Früchte herunterschüttelt.

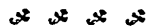
Diebstahl und Raub haben von jeher der Entwürdigung des Menschen Vorschub geleistet. Wo das Eigenthum des Andern nicht mehr respektirt wird, wo der feige Dieb die finstere Nacht zur Erlangung fremden Eigenthums mißbraucht oder der kühne Räuber mit Mordgedanken an der Heerstraße lauert, da verhüllt die Civilisation ihr Antlitz.—Du sollst nicht stehlen! gebietet uns da die Kirche und nimmt sich mit Entschlossenheit des fremden Hab und Gutes an. Sie lehrt, daß jede ungerechte Beschädigung des fremden Gutes schon eine Verletzung dieses Gebotes sei. Sie sucht den Käufer vor Uebervorteilung zu schützen, den Kaufmann von Ungerechtigkeit und Betrug zurückzuschrecken. Sie sucht der Gerechtigkeit Eingang zu verschaffen in die Gerichtshäfen, damit nicht die Unschuld unterdrückt werde und der Schuldige triumphire. Sie sucht in unsern Tagen, wo das Verhältniß zwischen Arbeitgebern und Arbeitern sich so häufig sehr scharf gestaltet, die Verständigung der Parteien zu bewirken, die scharfen Gegensätze zu mildern und sucht Katastrophen vorzubeugen, die ohne den civilisirenden Einfluß der Kirche über kurz oder lang über die Welt einzubrechen drohen. Die Kirche ist es, welche lehrt, daß alle Menschen Brüder seien, sie sucht die Sklavenketten zu sprengen, oder wenn dieses nicht immer in ihrer Macht liegt, so gebietet sie doch dem Herrn Milde und Nachsicht.

In gleicher Weise ist es das unausgesetzte Bestreben der katholischen Kirche, die Unwissenheit auszurotten, den Aberglauben zu verbannen und das Licht der Wahrheit

leuchten zu lassen. Sie sendet ihre Diener aus, der Welt die Lehren der Wahrheit zu verkünden und überall, wo die Kirche festen Fuß zu fassen begann, wurden Schulen gegründet, die Wissenschaften gepflegt und die Irrthümer zerstreut. Sie sucht der Lüge zu steuern und nimmt eins der kostbarsten irdischen Güter, die Ehre und den guten Namen in Schutz. Ja, um auch dem Bösen von vornherein Thür und Thor zu verschperren, gebietet sie in den beiden letzten Geboten, jeder Begierde nach fremden Gute u. s. w. den Einlaß zu versagen und zieht so selbst das Innere des Menschen, die Gedanken und Begierden in den Bereich ihrer veredelnden Sendung.—

Man wolle nicht wähnen, daß alles dieses auch außerhalb der Kirche könne zu Stande gebracht werden. Wir geben gerne zu, daß auch in den von der katholischen Kirche getrennten Religionsgenossenschaften in beschränktem Maaße die Civilisation könne gefördert werden, doch steht die katholische Kirche in dieser Beziehung unerreicht dar.

Unsere Kirche besitzt und ertheilt ihren Anhängern eine Fülle von Gnaden zur Veredelung ihres Wesens, die bei den andern Religionsparteien vergeblich zu suchen sind. Sie besitzt die sieben heiligen Sakramente, auf den katholischen Altären bringt sich Christus fort und fort in unblutiger Weise seinem himmlischen Vater zum Opfer dar und die kleinste katholische Dorfkirche darf sich wegen der jeten Gegenwart Christi im heiligsten Altarssakramente ein Gotteshaus im buchstäblichen Sinne des Wortes nennen..



Die wahre Wissenschaft kommt von Gott, wie der wahre Glaube. Es sind Glaube und Wissenschaft die zwei Augen des Christen, und wie die Uebereinstimmung unserer zwei Augen die Sehkraft ausmacht, so weist auch die Vereinigung des Glaubens mit dem Verstande den Menschen in die Wahrheit und die Kenntniß der Dinge ein.

Der lieben Mutter Gottes wurde der Kelch des Leidens nicht zum Verkosten nur gereicht, sondern zum Austrinken bis auf den letzten Tropfen.

Lieben heißt freudig dienen. Maria liebte Gott am meisten von allen Menschen, darum war auch sie Seine Dienerin, die Magd des Herrn.

Wie Frauen ihre Arbeit heiligen.



Unter den weiblichen Beschäftigungen steht das Kochen oben an. Nichts ist notwendiger als dies. Die meisten Frauen sind genöthigt, es selbst zu thun, und jene wenigen, welche davon ausgenommen sind, müssen es aus dem Grunde verstehen, um wenigstens den Diensthoten anschaffen und deren Leistungen beurtheilen, loben oder tadeln zu können. Mangel an Kenntniß in diesem Punkte gibt zu vielfachen Verlegenheiten Anlaß und ist gar oft ein Hauptgrund von Unfrieden und Zwistigkeiten im Familienleben.—

In den allerersten Zeiten wußte man vom Kochen nichts; da begnügte man sich mit den Früchten der Erde und genoß Kräuter und Obst.—Nach der Sündfluth wurde es anders. Da sprach der allmächtige Gott: Alles, was sich reget und lebet, sei euch zur Speise. Gen. 9, 3.—Es durften das Wild, die Fische und die zahmen Thiere gegessen werden; sie wurden zubereitet und gekocht, wie auch die übrigen Gewächse und Früchte der Erde.—Wir finden dafür vielfache Belege in der heiligen Schrift.—Abraham bewirthete die drei Fremdlinge, indem er von seinem Weibe ein feines Brod backen und von seinen Dienern ein gemästetes Kalb schlachten und kochen ließ.—Auch das Linsenmahl, um das Esau seine Erstgeburt an Jakob verkaufte, gehört hierher. Im Buche der Könige geschieht schon ausdrücklich eines Koches Erwähnung. Sanuel sprach zum Koche: Gib das Stück von dem Kalbe her, das du zubereitet. (1. Könige 9, 23). So wird auch der Prophet Ezechiel besonders gelobt, daß er für den Daniel eine so gute Speise zugerichtet hat.

In Laufe der Zeit wurden die Menschen immer verfeinerter und genüsslicher; die alte Mäßigkeit verschwand immer mehr. Einzelne nüchternere Nationen

wehreten sich zwar mit Entschiedenheit gegen das Umsichgreifen der Unmäßigkeit in Speise und Trank. Hierin thaten sich besonders die Lazedämonier rühmlich hervor. Als daher einst Mylherus von Syrakus, welcher sich ob seiner Kochkunst höher achtete als den weltberühmten Bildhauer Phydias, zu den Lazedämoniern kam und einige Proben seiner Kunst vor ihnen ablegen wollte, befohl ihm der Rath, auf der Stelle sich zu entfernen und sprach: Wir sind der Ansicht, unsern Appetit mehr durch die Arbeit, als durch ausgejuchte Speisen und Schleckereien zu erregen.—So duldete auch Alexander der Große keinen Koch in seinem Lager, damit nicht seine Soldaten durch die Leppigkeit der Speisen feige und sünnlich werden.—

Nachdem die Römer in Aſien viele glänzend Siege erröckten, wurde von da auch die Kunst zu kochen nach Rom verpflanzt.—Dieselbe wurde in regelrechte Form gebracht namentlich durch Apizius, der eine eigene Kochschule gehalten und diese Kunst auch Andere gelehrt hat. Er schrieb auch das erste Kochbuch. Allmählig erschienen deren viele, sowohl bei den Römern als bei den Griechen, welche in der Zubereitung schmackhafter und gesunder Speisen unterrichteten.—Die persischen Könige beschenkten denjenigen statlich, welcher ein wohl-schmeckendes Gericht erfand und kochte. Der tapfere Römer Marcus Antonius begabte wegen emer wohlzugerichteten Speise seinen Koch mit einem der größten Häuser.—Wenn bei den Sybariten ein Koch ein neues Essen erfand, so bekam er sofort ein Privilegium, daß kein anderer Koch ein ganzes Jahr ihm dasselbe nachkochen durfte, damit er dadurch einen desto reichlichen Gewinn aus seinem neuerfundnen Gerichte ziehen konnte.—Der berühmte griechische Held Achilles hatte eine besondere Vorliebe für die Kochkunst.—Als die

Fürsten Alyffes, Njar und Phönix zu ihm kamen, um zwischen ihm und dem Agamemnon Frieden zu stiften, kleidete er sich selbst als ein Koch, ging in die Küche, richtete eigenhändig verschiedene herrliche Speisen zu und bewirthete damit seine angenehmen Gäste.—Die Köche des römischen Kaisers Seta waren weltberühmt durch ihre Fertigkeit in der Kochkunst. Der Kaiser hatte nämlich neben dem Speisejaal eine ABC-Tafel aufgehängt. Welchen Buchstaben er nun mit einem silbernen Strichlein bezeichnete, mit diesem mußten die Namen aller Speisen bei der Tafel anfangen, welche die Köche auf das schnellste zu bereiten hatten.—Der Palatinus von Polen hatte einst zu Krakau den Herzog Carl von Mantua und Nevers an einem Freitage zu Gast und seine Köche mußten ihm zweihundert Schüsseln mit Fischchen vorsetzen, von denen ein jeder auf besondere Art zubereitet war.—Als im Jahre 1568 Herzog Wilhelm von Bayern mit Renata von Lothringen zu München Hochzeit hielt, wurde bei der Tafel unter anderm auch eine Pastete aufgetragen, in welcher sich der Zwerg des Erzherzogs Ferdinand von Oesterreich befand. Als die Pastete geöffnet wurde, sprang derselbe in wunder schöner Kleidung heraus, verneigte sich gegen alle fürstlichen Hochzeitsgäste und sang ein gar annehmliches Brautlied. Verfertigt hat diese Pastete der Mundkoch des Herzogs Albrecht, Peter Kaiser mit Namen.—

Wohl gab es in früheren Zeiten und gibt es auch jetzt noch an den Höfen der Großen nur Köche. Doch auch einst, wie immer noch, sind es in den einzelnen Familien hauptsächlich die Frauen und Töchter, welche das Hauswesen führen, die Speisen bereiten und kochen.—Man zieht auch mit Recht zur Ausübung dieser Kunst vielfach die weibliche Hand vor, weil sie dies Geschäft mit viel größerer Genauigkeit und Reinlichkeit, wie auch Sparsamkeit ausüben.—

Ein herrliches Mutter in dieser

Beziehung ist die allerheiligste Jungfrau Maria Die Wohnung zu Helioopolis in Egypten, wie das stille Haus zu Nazareth waren Zeuge von der Emfigkeit dieser Hausfrau im höchsten Sinne. Sie mahlte auf einer Handmühle den Weizen und die Gerste selbst, aus deren gelblichem und rauhem Mehle sie dünne, runde Kuchen back. Von ihr nimmt der göttliche Heiland jenes Gleichniß von der fleißigen Hausmutter, die den Sauerleig in drei Maß Weizen thut.—Bei einbrechender Nacht wenn die Vögel ein Ruheplätzchen unter dem Laubdache suchten, legte Maria auf einen reinlichen und glänzenden Tisch, das Werk der Hände Joseph's, kleine Gersten- und Maisbrode, saftige Datteln, runde Kuchen, Früchte und gekochtes Gemüse und stellte Milch dazu. Dies war das frugale Mahl der Abkömmlinge israelitischer Fürsten. Diese Speisen waren sehr einfach zubereitet, wie es bei den alten Hebräern, einem mäßigen Volke, das sich im Nothfalle auch mit Brod und Wasser begnügte, der Brauch war. Was die heilige Jungfrau betrifft, so aß sie so wenig, daß man meinte, die Engel ernährten sie. Um Gnadenort Maria Loretto zeigt man noch die Schüssel, aus welcher die Gottesmutter gegessen haben soll.—

Der göttliche Heiland fand sich bei den Mahlzeiten ein zum Beweise, daß sie erlaubt sind, wenn die Mäßigkeit nicht überschritten und dabei keine sündhaften Gespräche geführt werden. Er war im Hause des Pharifäers zu Tische, er wohnte dem Hochzeitsmahle zu Kana bei und aß mit den Jüngern von Emaus. Auch in der heiligen Schrift wird Derer, welche die Speisen bereiteten, rühmend erwähnt. So hat sich Sara ein Lob verdient, weil sie für die Fremden so gut gekocht. So hat sich die Rebekka ein Lob verdient, weil sie dem Kranken Naaß so nahrhafte Speisen bereitete. So hat sich die Martha ein Lob verdient, weil sie so emsig und treuherzig dem Herrn das Essen zugerichtet hat.—Gott selbst hat öftmals seine treuen Diener

gespeist auf wunderbare Weise, wie er dem Propheten Elias Morgens und Abends durch einen Raven die Nahrung bringen ließ.—In der Lebensgeschichte der hl. Theresia wird erzählt, daß der Herr ihr häufig auf ihr Gebet für ihre Kranken und altersschwachen Schwestern auf wunderbare Art die besten Vögel und Fische zugeschiedt hat.—Der berühmte Karlmann, König der Franken, legte, nachdem er die Nichtigkeit aller irdischen Dinge erkannt hatte, seine Regierung nieder und trat in das Benedictinerkloster zu Monte Cassino. Lange Zeit übernahm er darin die Stelle eines Koches und bediente seine Mitbrüder auf das eifrigste.—

Der heilige Paulus sagt: Ihr möget essen oder trinken oder sonst etwas Anderes thun, so thut Alles zur Ehre Gottes. 1 Kor. 10, 31. Jede Beschäftigung, will er damit ausdrücken, soll durch einen höheren Aufblick geheiligt und verdienstlich gemacht werden. Also auch das Kochen. Nichts ist a berleichter als dies; gerade bei dieser Beschäftigung bietet so Vieles Stoff zum Nachdenken, Grund zur Betrachtung. Schon das Feuer, ohne welches diese Arbeit gar nicht gethan zu werden vermag, mahnt an die Nothwendigkeit des Feuers auch für die christliche Seele. Wenn das Feuer der göttlichen Liebe in ihrem Innern nur wenig brennt auf Erden, so muß sie im Jenseits geläutert und gereinigt werden durch die Flammen des Himmelfeuers. Läßt aber die Seele hienieden das Feuer der göttlichen Liebe gänzlich ausgehen, löscht sie es durch schwere Sünden und durch Verstockung und Verhärtung völlig aus, dann muß sie zur Strafe dafür brennen in den Flammen des höllischen Feuers, die nie erlöschen. Der Anblick des Feuers ist daher für den betrachtenden Geist eine eindringliche Ermahnung, das Feuer der Liebe zu Gott fortwährend zu erhalten und zu bewahren, zu nähren und zu schüren. Deshalb ermunterte sich die selige Johanna vom Kreuz, wenn sie Küchendienste verrichtete

und am Feuer stand, beständig mit den Worten: Möchte meine Seele solch freudige Liebe durchglühen, wie jetzt mein ganzer Leib durch das irdische Feuer durchwärmt und erhitzt ist.—Fromm betete die heilige Gertrudis: Jesus, meine süßeste Liebe, laß mein Herz zum Herde werden, auf welchem die Kohlen glühender Liebe zu dir beständig brennen!—

Die Zurichtung der Speisen erinnert, wie die göttliche Vorsehung das arme Menschenkind auf die verschiedenste Weise und die manigfachste Art zur Erreichung seines Zieles bereitet, bald durch das Salz der Trübsal, bald durch den Zucker und Honig des Trostes und inneren Freuden, bald durch das Schlagen und Wiegen der Heimsuchungen, bald durch das Braten und Rösten feindlicher Angriffe und teuflischer Versuchungen.

Der Gebrauch der Pflanzen und Gewächse des Gartens erinnert an die große Liebe des Herrn, der in dieselben so gesunden und kräftigen Nahrungsstoff gelegt; an die heilige Pflicht für uns, zum Besten und Nutzen unsrer Mitmenschen zu dienen und unsere Kräfte und Fähigkeiten aufzuwenden; an den himmlischen Garten, in dem unverwelkliche Pflanzen, heilige Blüten und unvergängliche Blumen wachsen.

Die Benützung wilder und zahmer Thiere zum Kochen erinnert an das Osterlamm, das für uns geschlachtet wurde; an die Tauben, das Opfer der Armen und das Opfer Mariens und Joseph's; an den Widder, auf den die Sünden des Volkes geladen wurden; an die Henne, die ihre Jungen unter ihre Flügel sammelt, wie der liebe Gott die armen Sünder; an das Fleisch der Opfertiere im alten Bunde und an das Blut, womit die Thüren angestrichen wurden, um den Würgengel abzuhalten; an das Rebhuhn, womit der heilige Johannes spielte, um sich von der Arbeit zu erholen; an die Fische, die auf die Predigt des heiligen Antonius horchten; an die Gänse, welche

den heiligen Martinus verriethen, so daß man ihn zum Bischof wählen konnte; an das Schwein, das dem heiligen Antonius dem Einsiedler und Patron aller Haus-thiere geweiht ist; an den Ochsen, der im Stalle von Bethlehem das göttliche Kind mit seinem Häuche erwärmte; an das Reh, welches dem heiligen Robertus die Nahrung brachte; an den Hirschen, der mit einem Kreuzfing zwischen den Geweihen dem heiligen Eustachius erschien.—

Auch die Gesehirre, welche zum Kochen gebraucht werden, bieten vielfachen Stoff zu frommen Betrachtungen. Der Kessel mahnt an den heiligen Vitus, der in einen solchen, mit glühendem Peche gefüllt, geworfen wurde. Der Rost erinnert an den heiligen Laurentius, der auf einem glühenden Roste gebtaten wurde; die Feuerzange an die heilige Apollonia, die mit glühenden Zangen gezwickt wurde; der Krug und der Kasten an die Wittwe von Sarepta, worin derselben Oel und Mehl nicht ausgingen; die Schüssel an die heilige Elisabeth, worin sie den Armen und Kranken die Speisen brachte; der Becher an die gottselige Crescentia von Kaufbeuren, aus dem sie zu Ehren des Leidens Christi den bittersten Vermuthsjaft trank.—

Ebenso können die Sprichwörter welche über das Kochen im Volksmunde herrschen, ebenso leicht als

schön auf das innere Leben angewendet werden. Im Kochen lernt man nie aus, heißt das Eine — Gerade so unerforschlich aber ist auch der Born, aus welchem die christliche Seele die Mittel lernt, sich auf dem Wege der Tugend zu vervollkommen. Es ist die Menge von geistlichen Büchern, worin die Heiligen ihre Erfahrungen, die Geisteslehrer ihre Unterweisungen auf dem Gebiete des innern Lebens zur Nachahmung und Befolgung aufgezeichnet haben. Darin kann die Seele immer wieder Neues lernen.—Ein anderes Sprichwort heißt: Ohne Liebe zum Kochen wird man es darin nie weil bringen.—Dies kann ganz buchstäblich auf die Tugend bezogen werden. Wer keine Liebe, keinen Eifer für die Tugend hat, kommt gewiß in der Frömmigkeit nicht vorwärts; ja, da es im Seelenleben keinen Stillstand gibt, schreitet er vielmehr rückwärts. Daher ermahnen uns die Geisteslehrer so dringend zum Eifer, weil nur die Seele in der Tugend Fortschritte macht und auf dem Wege der Vollkommenheit vorwärts kömmt, welche mit Liebe und Eifer will.

Auf solche Weise kann die nothwendigste Beschäftigung der Frauen: das Kochen geheiligt und aus einer gewöhnlichen, mühevollen Arbeit zur Geistesthätigkeit und zum Verdienste werden.—

(Marienkalender.)



Nur wo der Anfang gut, ist der Fortschritt möglich.—

Nicht was ich war im vorigen Jahr, sondern was ich sein werde im neuen Jahr, gibt den Ausschlag.

Ach, es gibt überall so viele Frauen, deren Leben ein einziges langes Martyrium ist. Es gibt überall so viele Mütter, die in ihren Kindern unglücklich sind, welchen sie das Leben gegeben haben und welche ihre Freude sein sollten, aber auf dem liebenden

Herzen ihrer Mutter wie ein schweres, erdrückendes Gewicht lasten. Es gibt überall so viele Monika, welche bitterlich weinen über das rohe und lieblose Benehmen eines Vaters wie Patritius und über die Verirrungen eines Sohnes wie Augustin!

Wickel auf Mariens Herz und sehet, was es gekämpft hat, wie es zu dem Herzen einer Frau der Muth eines Mannes gefügt, wie es den Schmerzin der Schmerzen in die Blume der Heiligen und der Helden umgetauscht und verwandelt in den Lorbeer.

Die Schule.

Von Rev. Pius R. Mayer, O. C. C.

Letzten Monat besprachen wir die Erziehung, d. h. die Charakterbildung des Kindes. Es verlohnt sich der Mühe, noch einige Worte beizufügen über die Erziehung des Geistes. Denn gerade wie in Beziehung auf die Erziehung im eigentlichen Sinne Verwirrung herrscht, so begegnen wir in Bezug auf die Schule einer Confusion der Ideen, welche die Schulung selbst conjus und dadurch die Schule wenigstens theilweise nutzlos gemacht hat.

Besonders in unserm gesegneten Lande ist das Palladium der öffentlichen Volksschule von bescheidenen und vernünftigen Ansätzen aus zu einem solchen Zerbröckeln geworden, daß der ruhige Beobachter nicht weiß, ob er darüber lachen oder weinen solle.

In dem christlichen Mittelalter blühten die von der katholischen Kirche eingeführten und versehenen Schulen herrlich, und die überaus große Zahl von Schülern zeigte, wie sehr das Volk die gebotenen Vortheile zu würdigen und sich zu eigen machen wußte. Aber wie die Reformatoren zerstörend auf das Seelenleben wirkten, so waren sie auch heftige Gegner der Schulen, und die Geschichte beweist, daß unter dem wüsten Lärme des Sektensaders die Bildungs-Anstalten ihrer Einkünfte beraubt, die tüchtigsten Lehrer vertrieben, und unwissende Parteiklepper an ihre Stelle berufen wurden, so daß die Eltern ihre Jugend lieber ohne Unterricht aufwachsen ließen, als sie solchen Führern anzuvertrauen. Die Schule war am Aussterben.

Nach Beendigung des dreißigjährigen Krieges entwickelte sich die Schule zwar, aber den früheren Glanz erhielt sie nicht wieder, und erst in unserm Jahrhunderte nahmen die Regierungen die Volksschule ernstlich in die Hand, und, wie es in der Signatur unserer Zeit liegt, stets in Extreme

zu verfallen, so wurde auch in Bezug auf die Schule ein doppelter und folgenschwerer Irrthum begangen: der Staat errichtete sich ein Schul-Monopol, und es wurden die Lehrgegenstände in einer Weise vervielfältigt und die Anforderungen so geschraubt, daß die Volksschule unter ihrem eigenen Gewichte zusammenbrach, und ihren Zweck verfehlte.

Was den ersten Irrthum betrifft, so läugnen wir das Erziehungsrecht des Staates, denn die Schulung ist ein Theil der Kindererziehung, und diese ist ein unveräußerliches Recht der Eltern. Wenn deshalb die Eltern nicht selbst im Stande sind, ihren Kindern den nothwendigen Unterricht zu geben, so haben sie und nur sie das Recht, einen Stellvertreter zu ernennen, und der Natur der Sache nach muß dieser Stellvertreter sich in Bezug auf Erziehungs-Grundsätze im Einklang mit den Eltern befinden, damit nicht zwischen häuslicher Erziehung und dem in der Schule Gebotenen Zwiespalt bestehe, und so Unkraut unter den Weizen gesät werde.

Nun sind aber die die Erziehung leitenden sittlichen Grundsätze die nothwendigen Schlüsse aus Glaubenslehren, und es ist ganz unmöglich, Moral und Glauben von einander zu trennen. Dies gilt nicht nur von der Praxis, sondern ist ebenso wahr in Bezug auf Lehr-Gegenstände. Denn jeder Satz ist entweder wahr oder falsch, je nachdem er dem überlieferten Glauben entspricht oder entgegensteht. Deshalb ist ein religionsloser Unterricht ein Ahding, eine Unmöglichkeit, und das „Wer nicht für mich ist, der ist gegen mich, und wer nicht mit mir sammelt, der zerstreut“ findet seinen besten Wahrheitsbeweis eben in dem religionslosen Unterricht.

Nun wendet man dagegen ein, daß es nicht Aufgabe des Staates sei, Religion zu

lehren, und daß in religiös gemischten Staaten ein solches Unterfangen unmöglich wäre.

Wir geben beides zu, aber was folgt daraus? Keineswegs die Nothwendigkeit des reinweltlichen Unterrichts, sondern es folgt daraus, daß der Staat seine Ha... von der Schule lassen soll, weil er nicht competent ist. Der Einwurf, daß in solchem Falle die Schulen überhaupt aufhören würden, ist nicht stichhaltig, denn die Geschichte beweist das Gegentheil, und sehen wir nicht in den Vereinigten Staaten, Canada, Frankreich, Italien, Holland, England u. s. w. daß Tausende sich schwere Geldopfer auflegen, um trotz der Staatschulen ihren Erwartungen und Bedürfnissen mehrentsprechende Privatschulen zu unterhalten.

Diese Privatschulen sind laute Proteste gegen die Usurpation elterlicher Rechte von Seiten des Staates, denn dieser kann ohne Verletzung des natürlichen Rechtes kein Schulrecht in Anspruch nehmen. Daß dies gegenwärtig von beinahe allen Staaten geschieht, ändert an der Rechtsfrage nicht das Geringste. Hun vert Unrechte machen zusammen noch nicht ein einziges Rechte.

Aber—hat der Staat nicht das größte Interesse daran, daß seine künstlichen Bürger so geschult werden, daß sie ihren Bürgerpflichten nachkommen und an der Wohlfahrt und Entwicklung des GesamtweSENS mitarbeiten können? Gewiß hat er das, bevor er jedoch hieraus ein Recht auf Staatschulen ableiten will, muß er erst beweisen, daß seine Interessen ohne Staatschule nicht erfüllt werden könnten und würden, und es dürfte ihm unmöglich sein, diesen Beweis zu erbringen. Der Selbsterhaltungstrieb, Ehrgeiz, Habguth und dergl. sind mächtige Hebel, und das Staatswohl ist genügend gesichert, wenn die große Majorität seiner Bürger geschult ist, es hängt nicht von jedem einzelnen Individuum ab.

Uebrigens könnte der Staat seinen eigenen Interessen dadurch dienen, daß er den betreffenden Schulen finanziell unter die Arme griffe und sie dadurch in den Stand setze,

wirklich Tüchtiges zu leisten, während bisher die verschwendendsten Auslagen der öffentlichen Schule in Betreff der praktischen Brauchbarkeit noch nicht auf die Beine geholfen haben.

Um uns die Berechtigung dieser Behauptung klar zu machen, müssen wir uns die Frage vorlegen, wie eine gute praktische Schule beschaffen sein müsse.

Da ist 1., der Lehrer. Seine Stellung ist eine so wichtige und verantwortungsvolle, daß sie nur von Jemandem aus gefüllt werden kann, der Liebe zum Beruf und die natürliche Fähigkeit dafür hat. Seine wichtigste Aufgabe besteht nicht darin, den Kindern den Inhalt von Schulbüchern einzublauen, sondern ihnen die nothwendigen Grundlagen beizubringen, auf welchen sie später selbst weiterbauen können. Er muß sie denken lehren, und das ist nur dann möglich, wenn er durch seine Unterrichtsmethode die schlummernden Fähigkeiten der Kinder weckt, sie das Vorgetragene verstehen macht.

Auf diese wesentliche Eigenschaft eines guten Lehrers wird kaum Rücksicht genommen. Junge Leute melden sich zum Lehrerexamen. Worin werden sie geprüft? Einfach in abstrakten Kenntnissen, und wer am Meisten weiß, erhält das beste Zeugniß und die höchste Schulklasse. Ob sie die Fähigkeit besitzen, sich dem Geiste des Kindes anzubequemen, ihm den Lehrgegenstand mündgerecht zu machen, ihm die geistige Verdauung zu erleichtern, und es auf diese Weise auf den Weg weiterer Kenntnisse zu setzen—darnach wird nicht gefragt.

Aber nicht der Lehrer ist der beste, der am Meisten weiß, sondern der am Besten beibringen kann. Ebenso ist es mit der Liebe zum Berufe. Wer den Lehrberuf als Herzens-Angelegenheit aufsaßt, wird als Regel Erprießlicheres wirken, als der Zufallslehrer. Und wie wenige Berufslehrer haben wir. Betrachten nicht die meisten Lehrer ihre Stellung als eine vorübergehende Beschäftigung, bis sich etwas (finanziell Besseres) findet! Kann man unter diesen Umständen Erfolg erwarten?

Auch ist es verkehrt den besten Lehrer in die oberste Klasse zu setzen. Er gehört in die unterste, denn Jedermann sieht ein, daß ein starkes Haus nur auf festen Fundamenten gebaut werden kann. Fehlt es an diesen, so stürzt das Haus desto baldere, je massiver es gebaut war.

Sodann wird bei der Anstellung von Lehrern auf deren moralische Eigenschaften nicht genügend Rücksicht genommen, und doch hängt so unendlich Viel davon ab.

Da sind 2., die Unterrichts-Gegegenstände. In einer Elementarschule, eben weil sie Elementarschule ist, sollen nur die Elementarfächer gelehrt werden, die Allen nothwendig sind. Lesen, Schreiben, Rechnen und Religion sind diese Fächer. Der Inhalt der Lehrbücher gibt so wie so den Kindern allgemeine Begriffe von Geographie, Zoologie, Botanik u. s. w. Auch vaterländische Geschichte ist dort zu finden. Und würde man sich mit diesen Fächern begnügen, so wäre die Schulzeit lange genug, um sie gründlich zu lehren. Statt dessen ist man bestrebt, immer neue Unterrichtszweige beizufügen, und specielle Lehrbücher für jeden einzelnen zu haben, so daß die Zeit zerstückelt, das Lernen verflacht, und die Oberflächlichkeit zur Nothwendigkeit gemacht wird.

Rechnet man dazu noch die fehlerhafte Methode, die sich damit begnügt, daß dem Kinde der Inhalt der Lehrbücher automatisch engetriert wird und so das Gedächtniß sich mit einem Wust von unverdaulichem Materiale anfüllt, das absolut nutzlos ist und dem wirklich Nützlichen und Nothwendigen Zeit, Luft und Licht entzieht, so liegen die Folgen einer solchen Schulung auf der Hand, und man sieht sich versucht, über dem Hauptportal einer jeden öffentlichen Schule als Firmenschild die Worte zu setzen: Königliche Amerikanische Wurstfabrik.

Ich kann den Katholiken den Vorwurf nicht ersparen, daß sie diesen Humbug mitmachen. Kaum hören sie von einem neuen Gegenstande, der in den öffentlichen Schulen

eingeführt wurde, so wollen sie dasselbe haben. Ob es ihren Kindern nützt oder schadet, ist gleichgültig, aber ihre Schulen müssen dasselbe lehren. Dies ist Kurzsichtigkeit. Multum, sed non multa, muß die Devise der Schule sein: „Viel aber nicht vielerlei.“ Die alten Römer sagten: Ich fürchte den Mann eines Buches“ eben weil er sein eines Buch gründlich durchstudieren und verdauen konnte, während eine ganze Bibliothek sich nicht so leicht verdauen läßt.

Jene Lehrmethode ist die beste für junge Kinder, die sich am wenigsten an Bücher hält, sondern das Kind zum Nachdenken und Vergleichen bringt, und so selbstständige Beobachtung lehrt. Wohl haben wir in den Schulen sogenannten Anschauungs-Unterricht, allein derselbe repräsentirt nicht die Anschauung der Kinder, sondern des Lehrers, der die von ihm gezogenen Vergleiche solange den Kindern vorschwächt, bis sie die Antworten auswendig wissen. Auf diese Weise werden die Kinder zu Wiederkäuern.—Das System der Kindergärten wäre für die untersten zwei Klassen das Beste, wenn—nicht selbst die Kindergärten über das Ziel hinauschießen würden.

3. Die Schuldisciplin ist von eben so großer Bedeutung, als die Unterrichts-Gegegenstände. Aber nur zu oft beschränkt sich die Aufsicht des Lehrers auf die Schulstunden, und in den Recessen sowohl, als vor und nach der Schule sind die Kinder sich selbst überlassen. Die beklagenswerthen Folgen zeigen sich allerdings erst später, wer aber ungestört Unkraut säen läßt, braucht sich nicht zu wundern, daß er Unkraut erntet.

Zu diesem Unkraute gehört auch der Simultan-Unterricht für Kinder beider Geschlechter, die über 10 Jahre alt sind. Alle zu Gunsten desselben vorgebrachten Gründe sind unsichhaltig, und diese Schulen sind gerade ein Fluch für die Nation. Wer Schießpulver und glühende Kohlen zusammenschüttet, kann nichts anders erwarten, als eine Explosion. Es ist weder ziemlich noch nothwendig, näher auf diesen Punkt

eingehen. Wer die Augen offen hält, kann sich leicht überzeugen.

4. **S a s = A u f g a b e n** sollten für die Elementarschule gar nicht, oder nur in sehr beschränktem Umfange existiren. Durch Ueberbürdung des Kindes wird dem Fortschritte im Wissen kein Vorstüb geleistet, sondern die schwachen Körperkräfte werden erschöpft, und die Geistesgaben gelähmt. Wir sehen dies auch in dem Falle, daß Kinder zu früh in die Schule geschickt werden. Sie machen überraschende Fortschritte für ein oder zwei Jahre, dann tritt für 3—4 Jahre Stillstand ein d. h. der Geist kann sich nicht weiter entwickeln, bis die erschöpften Körperkräfte wieder hergestellt sind. Was ist dabei gewonnen? Unterricht sollte nie vor dem sechsten Lebensjahre beginnen.

5. **S c h u l p r ä m i e n** sind ein ausgezeichnetes Anreizungsmittel, wenn sie wirklich eine Belohnung für Geleistetes bedeuten. Dies ist aber nur der Fall, wenn in den einzelnen Klassen nicht mehr als zwei Prämien gegeben werden. Wir sehen aber in unseren Schulen, daß beinahe jedes Kind für die eine oder andere Eigenschaft belohnt wird, und damit verfehlt die Prämie ihren Zweck. Sie verliert an Ansehen und Werth und begeistert nicht mehr.

6. Was die **S o c i a l e n** betrifft, die sich in Amerika als Fortsetzung und Weiterführung des Elementar-Unterrichtes darstellen, so sind sie verwerflich; 1. weil sie in Verkennung der allgemeinen Erziehung den Unterricht zu weit führen, 2., weil sie eine große Zahl von Steuerzahlern über Ge-

bühr mit Etwas belasten, was Aufgabe des Einzelnen und nicht der Gesamtheit ist, und 3. weil die Folgen derselben für die junge Generation zerstörend sind. Wie viele Hunderte von Jünglingen wären brauchbare Bürger geworden, wenn sie zur rechten Zeit zu nutzbringender Arbeit angehalten worden wären, statt bis zum 19—20. Jahre in die Schule zu laufen, und so zur vornehmen Trägheit erzogen zu werden. Wie viele Hunderte von jungen Familien werden unglücklich, weil die junge Frau fast bis zum Tage ihrer Hochzeit in die Schule ging, und den neuen an sie herantretenden Aufgaben gegenüber vollständig unwissend ist, auch die häusliche Arbeit als etwas Entwürdigendes ansieht. Wie viele Hunderte von Jünglingen geben die Idee der Gründung eines eigenen Hausstandes überhaupt ganz auf, weil sie sich vor den überbildeten Mädchen scheuen und sich von ihrer eigenen „gebildeten“ Frau nicht über die Achsel ansehen lassen wollen! Aus den Früchten erkennt man den Baum.

Wohl weiß ich, daß man mit solchen Erwägungen die Stimme eines Rufenden in der Wüste ist; der Bildungsstaumel ist in seinem Zenith, und wer ein Wort dagegen wagt, wird als Thor und Finsterling verschrieen. Es gibt aber doch noch vernünftige Leute, und diesen sind diese Erwägungen gewidmet. Sie können das System nicht ändern, aber sie können ihre eigenen Kinder aus diesen berauschenden Fluthen retten, und dafür sorgen daß dieselben das Nothwendige und Nützliche gründlich lernen, weiter aber Nichts.



Niemand achtet die weltliche Gewalt so hoch wie die Kirche. Sie lehrt und empfiehlt die Verehrung aller wahren Autorität, der Familie, des Eigenthums, der Gesellschaft, des Staates.

Des Menschen Leben, sagt Job, ist ein Kampf. Wenn dieser Ausspruch jemals an einem menschlichen Wesen zur vollen Wahr-

heit wurde, so ist dies bei Maria der Fall. Sie hat sich alles erkämpfen müssen; und darum die Größe ihrer Tugend!—In ihrem Leben folgte Kampf auf Kampf; ihr Herz wurde hart erprobt, schwer geprüft, viel versucht; doch es wankte nie, selbst in den schwersten, in den bittersten Kämpfen, die sie zur Königin der Martyrer, die sie zur Schmerzensmutter machten.—

Das Vermächtniß der Mutter.



Das Jahr 1830 hatte den Franzosen eine neue Revolution gebracht. Der rechtmäßige König Karl X. war vertrieben, und dafür Ludwig Philipp, der sogenannte Bürgerkönig, zum König gemacht. Solche gewaltfame Umwälzungen finden nie statt, ohne eine Menge Leute aus ihrer bisherigen Lebensstellung hinauszutreiben. Die treuen Anhänger der alten Regierung wurden beiseite gesetzt, und die Anhänger der neuen Regierung drangen überall durch. Kein Wunder, wenn also auch das Ende des Jahres 1830 in Frankreich viele Familien in Dürftigkeit fand, die beim Beginne desselben noch in behaglichem Wohlstand gelebt und auf einen solchen Wechsel nichts weniger als gerüstet waren.

Gegen den Schluß dieses Jahres war's, daß in dem großen Paris, und zwar oben hoch auf der Dachstube eines vielbewohnten Hauses, das in einem der entferntesten Quartiere der weilen Hauptstadt gelegen ist, eine recht arme Frau sich zum Sterben anstreckte. Die zerbröckelten Wände der engen Dachstube, der Mangel an Einrichtung, das schragenartige Bett, auf dem die arme Kranke bedeckt mit einigen Nesten von Kleidungsstücken dalag, schlecht geschützt gegen die Unbilden der Witterung, zeigten hinreichend, wie groß wenigstens das äußere Elend der Kranken war. Ein junger Mensch, kaum 18 Jahre alt, zitternd vor Kälte, saß auf einem schlechten Stuhle neben dem Krankenlager und weinte still vor sich nieder.—Früher hatten diese zwei bessere Tage gesehen. Aber ach, der irdische Wohlstand hängt oft an dünnen Fäden, und der geringste Stoß genügt, das, was die Welt Glück nennt, über den Haufen zu werfen und zu zerstören. Hier hatten ein paar Monate hingereicht, diese Unglücklichen, die jetzt von allem entblößt sind, zwar nicht gerade aus großem Reich-

thum und üppigem Wohlleben, aber doch aus jenem behaglichen Wohlstande, der das Leben wie der sonnige Strahl eines schönen Herbsttages verschönt und erquickt, hinauszurwerfen und ins Elend zu bringen. Der Revolutionssturm der Julitage 1830 hatte gewüthet und das irdische Glück war verschwunden wie ein Traum.

Der Vater dieser Familie hatte eine Anstellung bei der gestürzten Regierung gehabt, und da er die Treue noch viel höher hielt als das Glück, und ein reines Gewissen für besser erachtete, als eine einträgliche Stelle, gab er diese letztere lieber daran, als daß er seiner Ueberzeugung untreu geworden. Seinem Sohne hatte er eine sorgfällige Erziehung gegeben, und da auch seine Stellung in der öffentlichen Gesellschaft einen gewissen Aufwand notwendig machte, hatten Einnahme und Ausgabe sich bisher so ziemlich ausgeglichen, wie das bei Beamtenfamilien leider so häufig ist, und das Sparen war dabei nicht aufgekomen. Als nun der treue Diener der verbannten Königsfamilie so plötzlich aus dem behaglichen Wohlstande in unaußweichlichen Mangel sich versetzt fand, brachen Mißmut und ungewohnte Entbehrungen ihm das Herz und er ging gar bald aus dieser Welt, die gar so viele und herbe Täuschungen gebiert und austrill, während seine Frau und sein Sohn nichts übrig behielten, als einen ehrlichen Namen und stets wachsende Armut.

Die Einrichtungsstücke und was sonst werthvolles noch vorhanden war, hatte man während der Krankheit des Hausvaters Stück um Stück ins Leihhaus getragen und zwar ohne Hoffnung, es je wieder einlösen zu können. Was die Hausfrau noch an Körperkräften und Muth gehabt, war während der ersten Leidenszeit auch daraufgegangen. Als man ihren Mann nämlich aus der Dachkammer herabholte, um ihn

zum Gottesacker—der Ruhestätte so vieler Unglücklichen—zu bringen, legte sich die gebrochene Wittve auf das kaum leer gewordene Krankenlager, mit dem einzigen Troste, daß sie bald mit dem Vorangegangenen werde vereint werden und zwar in jenem besseren Leben, wo Gott die guten Seelen wieder versammelt. Aber ach, nach zwei Seiten zieht es ihr Herz, ob zum Tod, oder zum Leben, sie weiß kaum, was sie ersehnen soll. Von der einen Seite das Grab, von wo ihr der hingegangene Gatte winkt zum Lande des Friedens und der Ruhe, die Gott denen bereitet, die in seiner Gnade sterben; von der anderen Seite sieht sie ihren eigenen Sohn durch ihren Tod allem Ungemach des Elends allein ausgesetzt, denn er ist noch so jung, so unerfahren, allen Versuchungen preisgegeben, die eine allein stehende Jugend so sehr bedrohen, und nirgendswa bietet sich ihm menschliche Hilfe dar.—Das Herz der Kranken Wittve hätte sich gewiß noch länger mit derlei qualvollen Gedanken geplagt, wenn es weniger christlich gewesen wäre. Aber wahrhaft christliche Herzen haben das kostbare Vorrecht, dem menschlichen Schmerz Widerstand leisten zu können, der doch sonst geeignet ist, die stolzesten Gemüther zu brechen. In der Ungewißheit über den Ausgang ihrer Krankheit legte die fromme Wittve all ihren Willen in die Hände der göttlichen Vorsehung, und als sie aus der Tiefe des Herzens das erhaltene Wort: „Mir geschehe nach Deinem Willen, o Herr!“—den höchsten Ausdruck christlicher Frömmigkeit—ausgesprochen hatte, überströmte ihre Seele eine wunderbare Ruhe, die sich in der Heiterkeit ihres Blickes und in der Milde ihrer Reden abspiegelte, so daß ihr Sohn glaubte, daraus neue Hoffnung der Wiedergenesung zu schöpfen. Der arme Jüngling, der seine Mutter sehr wagt und zärtlich liebte, empfand darüber die lebhafteste Freude. Leider war sie nur von kurzer Dauer. Das hellere Licht aus den Augen der Kranken Mutter, das der Sohn als ein Zeichen der wiederkehrenden

Gesundheit ansah, war nichts anders, als der geistige Strahl, den die Seele ausgießt, bevor sie scheidet, vergleichbar dem letzten Aufleuchten der Lampe, ehe sie erlischt.

Die Leiden der Kranken hatten sich von Tag zu Tag gemehrt. Ihre Seele hatte nichts von ihrer sommen Kraft verloren; aber der Körper, völlig erschöpft, glich dem Baume, der vom Sturme längst gebrochen, nun zum vollen Sturze neigt. Nichtsdestoweniger zweifelte der junge Mensch nicht an der Wiedergenesung. Wenn er am Krankenlager seiner Mutter weinte, begriff er nicht, daß sie sobald sterben und seiner Liebe könnte entrißen werden; die Armuth, in der er sich befand, und die ihm nicht erlaubte, der Konken alle Sorgfalt, welche die Liebe eingiebt, zu widmen, auf Erleichterungen und Erquickungen zu sinnen, wie man sie so gern geliebten Kranken zuwendet, war allein die stete Quelle seiner Thränen. Die Mutter hing andern Gedanken nach und ihre Thränen flossen aus ganz andern Ursachen; sie fühlte, wie das Leben wich aus ihren Adern und dachte mehr als je daran, sich auf die große Reise zu rüsten. Lange hielt sie ihre Augen auf das hölzerne Kreuzifix geheftet und auf ein Muttergottesbild, die dem Krankenbette gegenüber an der Wand befestigt waren; sie sammelte ihren Geist. Endlich entriß sie sich ihrer Betrachtung und ihren mütterlichen Blick fest auf ihren Sohn, geheftet, redete sie ihn mit matter Stimme an. „Alphons, wie viel Uhr ist es?“—„Es schlägt eben die Mittagstunde, meine Mutter,“ versetzte der Sohn.—„Gut . . . Es ist eben die Stunde, in der man ihn gewöhnlich im Pfarrhause trifft . . . Gehe zum Pfarrer, mein Sohn, und sage ihm, daß ich ihn sehr bald bei mir sehen möchte.“

Alphons gehorchte. Die Bitte seiner Mutter hatte in seinen Augen gar nichts Beunruhigendes. Schon oft hatte er ähnliche Bestellungen ausgerichtet, und den guten Pfarrer an das Bett der Kranken Mutter berufen. Bald kam er in Begleitung des Geistlichen zurück. Der Pfarrer erkannte,

daß die Mutter bereits in jenem Zustande sich befand, wo menschliche Mittel nichts mehr ausrichten und man einzig seine Zuflucht zu Mitteln höherer Ordnung nehmen soll, die, wenn sie auch nicht den Körper heilen, doch die Seele bereit machen, sich zu Gott zu erschwingen, ihr jene strahlende Unschuld verleihen, vor der sich die Pforten des Paradieses öffnen.—Er erteilte ihr daher die heiligen Sterbsakramente.—Alphons begriff allmählig das Schicksal, das ihm bevorstand. Mehrere Mal brach während der heiligen Handlung sein Schluchzen laut aus; die Trostworte, die der Priester, bevor er die Dachtube verließ, an ihn richtete, zerrissen vollends die Schleier der Täuschung vor seiner Seele.

Als Alphons sich allein bei seiner Mutter befand, fiel er am Kopfe des Krankenzimmers auf die Knie und bedeckte mit Küssen und Thränen die bereits kalte Hand der sterbenden Mutter, ohne daß eine geraume Zeit hindurch es ihm möglich wurde, auch nur ein Wort hervorzubringen; so sehr war sein Herz zusammengedrückt.—Bei diesem Anblicke rannen ein paar schwere Thränenropfen der Sterbenden aus den erlöschenden Augen. „Liebes Kind,“ sagte sie, „es ist der Wille Gottes!—Heute noch muß ich dich verlassen . . . Ich fühle, daß es mit mir zu Ende geht. . . Ich kann dir nur meinen Segen geben und dich Gott empfehlen . . . Er wird dir Vater sein, arme Waise . . . Und sie . . . sie wird dir Mutter sein, diese gebenedeite Jungfrau, deren Bild mich anschaut und tröstet in meiner letzten Stunde die ich so oft für dich angerufen habe.“—Das Schluchzen des Sohnes verdoppelte sich bei diesen Worten, und die Mutter, erschöpft durch die Anstrengung, hielt einen Augenblick inne. „Mein Sohn,“ hub sie dann wieder an, „die Hand, die uns schlägt, ist eine barmherzige Hand; die Wunden, die sie schlägt, tragen in sich selbst den heilenden Balsam. Murre nicht gegen diese göttliche Hand, mein Sohn, ich lasse dich allein auf dieser Welt in Not und Elend; aber mein Vertrauen wird nicht zu

Schanden werden . . . Der Himmel wird die verlassene Waise schützen, und wenn du auch hienieden arm und unglücklich leben solltest, so wirst du doch einst im Himmel deine Eltern wiedersinden“

Die Sterbende machte eine kleine Pause, nahm dann unter dem Kopfkissen einen durch langen Gebrauch abgegriffenen Rosenkranz hervor, und reichte ihn dem Sohne. „Wenn andere Leute sterben,“ sagte sie, „hinterlassen sie ihren Kindern Geld und Gut; ich kann dir nichts hinterlassen als die Hoffnung, mich einst beim lieben Gott wiederzusehen; und dann, mein Sohn, das Unterpfand dieser Hoffnung! . . . Nimm diesen Rosenkranz! . . . Er erinnert dich an zwei Mütter im Himmel! Das ist meine Hoffnung! . . . Er wird dein Herz gegen die Gefahren und Follstricke des Lebens bewahren; er wird dir zum Himmelschlüssel werden! . . . Jeden Tag bete ihn zu meinem Andenken und zur Ehre derjenigen, unter deren Schutz ich dich stelle. Versprich mir das Alphons!“—Alphons nahm das fromme Pfand, drückte es lange an die Lippen, und unter Schluchzen und Thränen rief er aus der Tiefe seines Herzens: „Ja, ja liebe Mutter, ich verspreche es dir, bis zu meinem letzten Seufzer.“ . . . Mein Sohn, ich segne dich!“ versetzte die Mutter. — „Lebe wohl, bis zu dem Augenblicke, wo wir uns wiedersehen für immer!“ Sie zog das Haupt ihres Sohnes zu sich, küßte seine Stirn, sank zurück und hauchte bald darauf ihren Geist aus.

Der Schmerz des zärtlichen Sohnes war unermesslich. Kaum vermochte man ihn von der Leiche seiner Mutter zu trennen. Der arme Jüngling meinte wahnsinnig zu werden, so wenig verstand er es noch, sich in die Trennung zu schicken. Fromme Personen nahmen sich indes seiner an, und seine Jugend siegte endlich über das erste und heftigste Leid. Einige Tage später, als bereits sein Gemüth anfing von den heftigsten Erschütterungen sich zu erholen, mußte er darauf denken, sich das lägliche Brod zu

erwerben. Nur eine Laufbahn schien sich ihm zu eröffnen: es war der Militärstand, an dem er als Knabe immer seine Freude gehabt. Immerhin ist es schön, sagte er zu sich selber, seinem Vaterlande zu dienen, gleichviel welchen Rang man beim Heere einnimmt. Uebrigens durfte er in Anbetracht seiner Erziehung und seines guten Willens hoffen, daß ihm einstens noch die Epauletten würden zuteil werden, der glänzende Offiziersrang als Lohn seiner Mühen und Anstrengungen.

Und in der That, wir finden Alphons unter der Uniform eines Bataillonskommandanten, bei einem Linienregimente wieder, und zwar dreiundzwanzig Jahre nach dem Tode seiner Mutter. Um genauer zuzusehen, wie es ihm ergeht, müssen wir übers Meer reisen und zwar zur Krim-Armee, wo die französischen Soldaten so reichen Ruhm geerntet und mit ihrem Blute die schönsten Lorbeeren der militärischen Zeitgeschichte errungen haben.

Der junge Mann von ehemals ist gerade in sein dreiundvierzigstes Jahr getreten. Seine Gesichtsfarbe ist unter der glühenden Sonne Algeriens gebräunt, wo er lange Zeit zugebracht und teil an siegreichen Feldzügen genommen hat. In diesem Lande, lange die einzige Schule französischer Tapferkeit, die ihn stets ausgezeichnet in hohem Grade, hat er auf dem Schlachtfelde bei *Isly* sich das Kreuz der Ehrenlegion erworben, das nun seine Brust ziert. Sein alter Ruf der Tapferkeit und Unererschrockenheit, bewährt durch manche ehrenvolle Narbe, ist ihm in die Krim gefolgt. An der Alma wurde er unter den Tapfersten ausgezeichnet und zwar bei einer Gelegenheit, wo alle Soldaten schienen Helden zu sein.— Aber ach, wenn die militärische Tugend auch von Tag zu Tag Fortschritte machte, so waren doch die frommen Gefühle seiner Kindheit nicht in gleicher Weise mitgegangen und erstarkt. Sie waren in dem Lagerleben, in seinen Sorgen, Mühen und Beschwerden fast untergegangen, obichon man auch als Soldat unter allen Umständen

seinem Glauben treu bleiben kann, wie zahlreiche Beispiele beweisen. Alphons hatte nach und nach seine religiösen Uebungen vermindert, in dem Maße als das Herz gleichgültiger geworden und dem nachteiligen Einflusse seiner Umgebung nachgegeben hatte. Ein trauriges Geschick hatte ihn mit gottlosen Menschen zusammengeführt, und, in seiner Umgebung eine verpestete Luft athmend, wurde seine Seele allmählig von jener scheußlichen Krankheit angesteckt, die man Unglauben nennt. Trotzdem, wie groß auch das Vertrauen auf die Ungläubigen, die ihn umgaben, sein mochte, vergaß er nicht das Versprechen, das er einst seiner sterbenden Mutter gegeben.

Sie, diese sterbende, fromme Mutter behielt in der Brust des Soldaten doch noch immer ihren Ehrenplatz; ihr Vermächtniß hatte ihn auf allen Wegen begleitet. Auf seinem Herzen trug er das noch immer für ihn kostbare Kleinod, und gar oft in seinen einsamen Stunden trat es ihm lebhaft vor die Seele, daß er sein Kriegsglück und sein aufjullendes Vorwärtskommen in der Armee viel weniger sich selbst, als dieser Mutter verdanke und einem Umfande, von dem niemand wußte, als er allein. Sein Herz hatte noch immer einen Rest von Glauben bewahrt, und dieser trieb ihn an, das der Mutter gegebene Versprechen nicht zu brechen. Seinen *Non eranz* beleete er jeden Tag, mochte er sich in Garnison, im Zelt, oder im freien Feldlager befinden. Frömmigkeit war's nicht immer, was ihn dazu bestimmte, oft war's wie eine geheime Furcht, die unsichtbare Lenkerin seines Lebensweges zu verkieren. Genug, er hielt ritterlich sein Wort. Wahr ist, bisweilen lachte er selbst darüber und nannte es sogar einen dummen Aberglauben, aber auch das trieb ihn nie so weit, wirklich seinen Schwur zu brechen. Seit langen Jahren war dieses Gebet das einzige, was er überhaupt verrichtete—der dürftige Rest seines Jugendglaubens, den alle Winde verweht zu haben schienen. Aber die zöllliche Vorsehung erhielt dies Herz an dem Einzigen doch an

Leben, wie auch, wenn der Sturm einen Baum zerbricht und seine Zweige zerstreut, aus dem Stamme ein frischer Schoß aufsprießt und die Wurzeln am Leben erhält. Nur wo jede äußere Übung des Glaubens aufhört, dort verdorren auch leicht die Wurzeln dieses Glaubens im Herzen des unglücklichen Sünders.

Am Tage vor dem denkwürdigen blutigen Kampfe bei Z n f e r m a n n begab sich gegen Abend Alphons, fast erschöpft von dem langen Dienst in den Laufgräben in sein Zelt. In seinen Mantel gewickelt, hatte er sich auf das harte Soldatenbett hingestreckt, und gar bald fielen ihm die Augenlider zu. Eine Stunde mochte er wohl geschlafen haben, als der Hufschlag eines Pferdes, das dicht vor seinem Zelte vorübertrappelte, ihn aus seiner süßen Ruhe aufschreckte. Es war völlig Nacht. Der Offizier richtete sich halb auf, rieb sich die Augen und kreuzte die Arme über die Brust, um schärfer nach dem Geräusch zu horchen, das ihn geweckt. Der Schlaf im Lager, dem stets wachsamem Feinde gegenüber, ist immer allerlei Störungen ausgesetzt, so daß die Vorsicht des lauschenden Helden nichts Auffallendes hat. Eine geraume Zeit blieb er in derselben Stellung horchend mit verhallenem Mhem. „Es ist nichts,“ jagte er endlich, „ich hätte besser gethan, meinen Schlaf fortzusetzen . . . doch kurzum ich will die verlorene Zeit schon wieder einholen!“ Damit legte er sich wieder nieder, fühlte aber mit der Hand, mit der er den Mantel um sich ziehen wollte, einen Gegenstand in der Tasche desselben, die sich am Bruststück befand, ganz nahe am Herzen.—

„Meiner Mutter Rosenkranz! . . .“ rief er aus. Die Müdigkeit drückte mich nieder . . . der Schlaf tödtet mich! . . . Was soll's, der Soldat hat nur sein Wort; ich hab's gegeben; ich will es auch halten . . . Ach hung! — Vorwärts! — Herr Schlaf, auf eine Viertelstunde bin ich gewillt, dich wie einen Kosack zu behandeln und dich zu belehren, wenn du es noch nicht weißt, vor einem französischen Offizier die Waffen zu strecken.“

Mit diesen Worten sprang Alphons von seinem Lager, setzte sich auf eine Art Koffer, worin seine geringen Habseligkeiten sich befanden und begann den Rosenkranz zu beten. Bei jedem Abhake machte er eine Pause. „Es ist sonderbar,“ sagte er zu sich selbst, „der Schlaf hat mir den Rücken gekehrt, gerade wie ein russischer Kerkur, wenn er die rothe Kapuze eines Zuvaven emportauchen sieht . . . Alle Müdigkeit ist aus meinem Körper gewichen, die eben noch wie Blei in allen meinen Gliedern hing . . . Bin ich denn geradezu ein Narr? . . . Oder hat dieser Rosenkranz wirklich wunderbare Kräfte? . . . Einst glaubte ich es. . . Meine Mutter glaubte es jetzt . . . Die gute Frau hatte doch ein grenzenloses Vertrauen in die Wirksamkeit des Gebetes, besonders, wenn es, um zu Gott zu gelangen, durch die Hände der Jungfrau Maria ging . . . Was mag wohl besser sein, mein Glaube von ehemals oder meine heutige Zweifelsucht? . . . Meine Mutter war sicher besser . . . als diese spottenden Kameraden . . . Aber ich schwäge ins Blaue. Das sind alles viel zu ernste Fragen für die Stunden der Ruhe . . . Also weiter . . .“ Die Körner des Rosenkranzes liefen wieder durch die Finger des Offiziers, aber ob er sie auch verschlucken wollte die große einmal angeregte Frage: „Was besser?“ drückte auf ihn mit aller Schwere. „Was ist endlich das Geheideliste,“ jagte er dann mit lauter Stimme, „sich vor Gott auf die Knie setzen, wie ich in meiner Jugend gethan, wie Vater und Mutter es thaten, und an's ewige Leben zu denken, oder zu leben, wie ich's bisher gethan, ohne ernste Sorge um den Schöpfer und ohne mich darum bekümmern, was jenseits des Grabes meiner wartet? . . . Aber fort denn, dumme Gedanken! . . . Morgen will ich euch die Revue passieren lassen! . . .“

„Warum nicht heute, Kommandant,“ jagte eine Stimme, deren bekannter Ton den Offizier erschütternd traf.

„Sie hier, mein Vater?“ rief Alphons erstaunt aus. „Sie haben mich gehört? —

„Wie Sie sagen, Kommandant,“ versetzte der Feldkaplan, indem er sich ohne weitere Umstände neben dem Offizier auf den Koffer setzte. „Ich habe soeben die letzten Gebete der Kirche über einige unserer Verwundeten gesprochen, die in den letzten Zügen liegen. Die göttliche Vorsehung hat mich offenbar in demselben Momente aus den Ambulanzen in die unmittelbare Nähe Ihres Bettes geführt, als Sie mit sich selbst zu Rate gingen und zwar so laut, daß ich es hören mußte. Die Art Ihres Selbstgesprächs ließ mich glauben, daß mein Amt in diesem Augenblicke für Sie von Nutzen sein könnte, und so bin ich ohne alle weitere Umstände eingetreten.“

„Gibt Dank, mein Vater,“ sagte der Offizier mit bewegter Stimme, „Sie haben richtig gedacht und wohl gethan.“ Und er reichte dem Priester die Hand, worin er noch den Rosenkranz hielt. Dieser drückte sie. „Wie, Sie beten den Rosenkranz! — Bisher, Kommandant, galten Sie zwar in der Armee für der Tapfersten einer; aber gerechter Himmel, ich weiß nicht, daß je sich jemand herausgenommen hätte, Sie zu den Andächtigen zu zählen!“ . . . „Ich begreife vollkommen Ihr Erstaunen, mein Vater. . . Sehen Sie, das ist eine ganze, lange Geschichte da mit dem Rosenkranz, und wenn Sie mir zuhören wollen, will ich Sie Ihnen erzählen. Aufgelegt bin ich hinreichend dazu.“ — „D nur weiter, Herr Kommandant! Ich bin ganz Ohr, diese Geschichte zu hören,“ drängte der Priester.

„Sehen Sie, es sind nun 23 Jahre, binnen welcher Zeit ich auch keinen Tag, ich sage Ihnen, keinen einzigen Tag unterlassen habe, den Rosenkranz zu beten.“ — „Ist das möglich?“ rief der Vater aus, dessen Erstaunen nur wuchs. — „Ja, das ist wahr,“ versetzte Alphons, „und seit fast zwanzig Jahren ist dies leider die einzige Religionsübung, die ich beibehalten habe; . . . ich habe es einzig und allein zum Andenken meiner guten Mutter gethan. . .“ „Thut nichts,“ jügte der Vater bei, „diese beharr-

liche Treue, die Mutter Gottes anzurufen, wird sicher nicht ohne Belohnung sein.“

Nun begann der Offizier von seiner Jugend und seinen ersten Schicksalen zu erzählen, von dem Unglück seines seligen Vaters und von dem Elend seiner Mutter bis zu ihrem seligen Tode, und je mehr die Bilder seiner Jugend sich im Erzählen aufstreichten in seiner Seele, um so weicher wurde ihm zu Muthe, so daß er oftmals Thränen vergoß über die Erzählung, und innehalten mußte vor tiefer Bewegung. So hatte er ja auch noch niemals sein Herz geöffnet, so klar noch niemals den innern Zusammenhang seines Lebens eingesehen. Darüber wurde es ihm leichter und freier um's Herz. Als er geendet, reichte ihm der auch lebhaft gerührte Militärpater die Hand und rief aus: „Und nun, mein Freund, sind Sie nun noch entschlossen, die Entscheidung jener großen Frage, die Sie vor einer Stunde beschäftigte, auf morgen zu verschieben?“ — „Nein, die große Frage ist bereits entschieden,“ versetzte fest der Offizier. — „Wie, und in welchem Sinne?“ fragte der Vater mit erregter Hoffnung.

„In dem Sinne der göttlichen Vorsehung, die alles so verordnet hat und Sie zu mir geführt in dieser Stunde, damit Sie die Weissagung meiner guten sterbenden Mutter helfen in Erfüllung bringen. Das Vermächtnis der frommen Frau soll nicht seinen Zweck verfehlen, und nachdem ich so lange den Schlüssel zum Himmel in den Händen getragen, will und mag ich nicht in der Hölle brennen. . . Mein Vater, hören Sie mich sofort zur Beichte! . . .“ Die Stimme des Offiziers klang so fest und ernst, wie das Kommandowort in blutiger Schlacht. Alphons warf sich ohne Zögern zu den Füßen des Priesters und beichtete. Eine Weile darnach versöhnte die Losprechung ihn mit Gott und teilte seiner Seele jenen Trost des Glaubens und seines Muthes mit, den er einst besessen, und welchen die verdorrenden Zweifel des Unglaubens gebeugt und ausgetrocknet hatten. Bevor die beiden schieden, umarmten sich weinend Priester und Soldat lange und innig.

„Welch reiche Erbschaft hat Ihnen Ihre fromme Mutter hinterlassen!“ sagte der Priester; „mein Freund, niemals ruft man die Königin des Himmels vergeblich an. Jetzt haben wir wieder einen neuen Beweis davon; den heiligen Rosenkranz halten wir darum in Ehren und auch das Andenken an fromme Mütter! — . . . —“ „Und nun mögen die Bomben und Granaten der Feinde kommen!“ fügte Alphons bei „mein Paß ist unterschrieben . . . Ich werde meinen Himmelschlüssel vorweisen, und hoffe, daß man ihn dort oben anerkennen wird, wie Sie ihn anerkannt haben auf Erden . . . Leben Sie wohl, mein Vater!“ —

Der Offizier verblieb während der übrigen Zeit der Nacht im Gebete. Seine Seele war so voll Dank gegen Gott, daß sie der Ruhe nicht bedurfte. — Am andern Morgen erhob sich die Sonne von Infermann aus schwerem Gewölk und Dampf. Die Schlacht war entbrannt. Sie beleuchtete ein blutiges Schauspiel. Die Franzosen erschloßen an diesem Tage einen herrlichen Sieg, aber um den Preis vielen teuren Blutes. Alphons war mit dabei und kam nicht wieder. Man fand ihn unter den Toten. Seine rechte Hand hielt noch den Regen und um den Griff gewunden seinen Rosenkranz, das Vermächtniß seiner Mutter.



Das Wirken der Kirche.

Es geht die Kirche in Kreuz und Liebe durch die Welt, gegenwärtig wie ihr Meister. Schön sagt von diesem nie ermüdenden Wirken der Cardinal von Geijzel: „Wie die Sonne in der ganzen Natur wirkt, und Alles mit Licht und Wärme durchdringend, überall geheimnißvoll Leben aus der Tiefe hervorruft, so wirkt die Kirche durch Lehre und Sakramente im geheimnißvollen Gnadenleben der Seelen. Sie durchdringt Alle, die ihr angehören, belebt Alle und heiligt Alle durch die Lehre und die hhl. Sakramente. Und welche Sprache vermöchte zu sagen, wie unermesslich der Segen ist, den sie seit ihrer Gründung gebracht hat und noch bringt. Wie viele hat sie durch die hl. Taufe zu Kindern Gottes, zu Gliedern und Miterben Jesu Christi wiedergeboren! Wie vielen hat sie durch den hl. Glauben den Weg durch das Leben zur Ewigkeit erleuchtet und sie auf demselben durch das Sakrament der Firmung zum christlichen Kampfe, zum Siege und zur Siegestrone gestärkt! Wie vielen hat sie den Leib des Herrn im Marzsakramente dargereicht zum Leben und zur Auferstehung! Wie vielen hat sie eingeseget und sie in der Gnade des Sakramentes mit einer Mitgift ausgestattet, welche aller Reichthum der Erde nicht auf-

zuwiegen vermag. Wie vielen Bischöfen und Priestern hat sie Haupt und Hände gesalbt und ihnen Priestergehalt und Priestergnade verliehen zum Dienste des Herrn im Heiligthum! In wie vielen Sterbebetten ist sie gestanden, vom Gemache des Königs bis zum Strohlager des Bettlers, in Palästen und Hütten, auf Schlachtfeldern und in Spitätern, und hat den Sterbenden die hl. Begehrung gebracht und sie durch das Sakrament der letzten Selung zum Todeskampfe eingeweiht! Und wie unfäglich ist erst der Segen, den sie im Sakramente der Buße gespendet hat! Wie viel Seelenjammer und sündliches Elend hat sie dort gehoben! Wie viele geblendete Augen hat sie geöffnet, wie viele zerrissene Herzen geheilt, wie viel Leid getrübet, wie viel Haß verfühnt, wie viel Stolz gedemüthigt, wie viel böse Lust erstickt, wie viel ungerechtes Gut an seinen rechtmäßigen Herrn zurückgebracht, wie viel Böses gesühnt und verhüllt, wie viel Gutes gepflanzt und gefördert! Wer zählt alle die Seelen, die sie in Buße und Besserung befehrt und gerettet hat! Wer vermöchte es, alle die Millionen der Millionen herzufragen, denen die Kirche durch ihre Lehre und Sakramente Erleuchtung und Beistand, Sittlichkeit und Heiligung, Gnade und Segen gespendet hat im Leben und im Tode für Zeit und Ewigkeit!“

„Das arme Herrle.“

Ein psychologischer Versuch.

Von P. Paul Mathies, S. J., Prairie du Chien, Wis.

Alle Rechte vorbehalten.

(Fortsetzung.)

Viertes Kapitel.

Ein neuer Freund.



Es dauerte keine drei Tage, da war der Baron wieder von Schloß Fernau abgereist. Die Diensthoten schüttelten die Köpfe; die Bekannten warteten vergebens auf die sonst zu dieser Zeit an sie ergangenen Jagdeinladungen; Baronin Francesca zeigte sich Niemanden. Nur ihre Jose und Joseph sahen sie und bei letzterem war gewöhnlich auch Bruno zu finden. Nach etwa einer Woche kam ein versiegelter Brief, den Merten hinaufbrachte. Nachher erzählte er dem Koch:

„Das war ein Schreiben von dem Pfriester, dem Welter der Baronin. Ich kenne das Wappen.“

„Hm,“ sagte Herr Spuhner, „ich habe eine Ahnung, als ob wir nächstens irgend etwas erleben.“ Die Erfüllung dieser Ahnung sollte sich aber noch eine Weile verzögern. Mit den Ahnungen im Menschenleben ist es manchmal wie mit der Sommerchwüle vor dem Gewitter. Am Morgen schon fühlen wir es in den Gliedern, ob schon der Himmel noch klar ist. Am Nachmittag drähen die Stahlgrauen, schweren Wolkenbatterien am Firmamente. Wir sagen: Jetzt kommt das Wetter! Aber noch einmal treibt es das schwankende unsichere Spiel des Windes auseinander. Wir begeben uns zur Ruhe. In der Nacht weckt uns plötzlich ein greller Blitz aus dem Schlafe: Ehe wir recht zur Besinnung kommen, vernehmen wir das Krachen des nahen Donnereschlages: das Wetter ist zurückgekommen und entladet sich gerade über unserer Wohnstätte.

Der Freiherr war nicht nach Berlin zurückgekehrt, sondern wollte in Baden-Baden. Auch von ihm kam ein Brief an Francesca, den sie mehrere Tage lang nicht beantwortete. Sie litt eine Woche an quälender Migräne und vermochte weder zu schreiben noch zu lesen. Doktor Schaffmut war dagewesen und hatte ihr angerathen, auf ein paar Wochen in's Hochgebirge zu reisen. Die Baronin erwog den Plan: sie bedurfte einer Luftveränderung und noch mehr der Abspannung. Endlich gab sie Befehl, ihre Koffer herzurichten. Sie schrieb nach längerem Ueberlegen an ihren Gatten:

„Lieber Max!

Es war mir in den letzten Tagen nicht möglich, Deinen Brief zu beantworten, denn meine Nerven bedurften so sehr der Ruhe! Doktor Schaffmut wünscht durchaus eine Luftveränderung. So habe ich mich denn entschlossen, übermorgen nach Sankt Moritz im Engadin abzureisen. Es ist freilich schon etwas spät für einen Aufenthalt im Hochgebirge, doch sollen gerade die Tage im September besonders schön und klar sein. Daß ich nicht in die Haute-Saison hineingerathe, ist mir auch sehr lieb. Ich habe mir heute Wohnung im Hotel Kuhn bestellt. Mein Kind ist natürlich bei mir und Bertha soll uns begleiten. Sehe ich, daß die Luft Joseph und mir gut thut, so bleibe ich im Engadin. Sankt Moritz ist ja auch Winterkurort. Bekömmt uns das Klima nicht, so werde ich vielleicht nach Italien gehen. Meine längere Abwesenheit erleichtert Dir zugleich die Antwort, welche du dem Staatssekretär geben kannst. Nimm den

Dir angebotenen Posten ruhig an und sage, daß deine Gattin ihrer Gesundheit halber noch nicht an Deiner Seite weilen könne. Das entspricht durchaus der Wahrheit. Was die Zukunft angeht, lieber Max, so habe ich das feste Vertrauen, daß der liebe Gott alles zum Besten lenken wird. Weil ich das glaube, vergesse ich auch die Worte, welche zwischen uns am Vorabende Deiner Abreise fielen. Aus demselben Grunde antworte ich Dir auf die in Deinem letzten Briefe gestellte Frage nur Folgendes:

Du weißt, daß ich als Katholikin nie daran denken kann, auf die von Dir vorgeschlagene Lösung einzugehen. Eine Scheidung liegt vollständig außer der Möglichkeit, selbst wenn ich sie wollte, was keineswegs der Fall ist. Eine Trennung hingegen ist ja thatsächlich—leider! muß ich hinzufügen—zwischen uns seit Jahren eingetreten. Wir sollten alles thun, um dieselbe nicht von Jahr zu Jahr unverföhlicher und schmerzlicher werden zu lassen. Mein Herz will und kann sie nicht als nothwendig anerkennen, wenn ich auch fürchten muß, daß Du zu Zeiten frei zu sein wünschest. Beralange von mir nicht die Zustimmung zu dem, wogegen sich mein Herz empört und was mir die Pflicht des Gewissens verbietet. Ich bin ganz gewiß, daß Gott mir wieder den Mann schenken wird, dem ich mich vor Jahren in aufrichtiger Liebe geschenkt habe, und dem ich allzeit sein werde die getreue Gattin

Francesca LaBalletta v. Fernau.“

Er. Hochwohlgeboren

Herrn Vortragenden Rath Max Freiherrn Ferner von Fernau,

Hotel Stephanie

Baden-Baden.

Der Brief ging ab und blieb die nächsten zwei Tage ohne Antwort. Die Baronin reiste ab, mit Joseph, ihrer Jose und . . . Bruno, der sich auf ihre dringenden Bitten entschlossen hatte, bei dem armen Herrle zu bleiben. Der Oberförster war es zufrieden, daß sein Sohn auf diese Weise die Welt zu sehen bekam. Die Mutter schüttelte an-

fangs bedenklich den Kopf und Marianne, das kleine Schwesterchen Bruno's, weinte beim Abschied. Aber Bruno erklärte lachend:

„Es geht ja nicht nach Australien. Ich werde fleißig schreiben und dem Marianne etwas schönes mitbringen.“

Eine merkwürdige Reisegeellschaft war es freilich. Auf der Fahrt nach Basel hatten die vier ein Coupee erster Klasse allein. Während die Baronin in der einen und die Jose in der andern Ecke zu ruhen suchte, spielte der lebenswürdige Förstersohn mit Joseph. Der Knabe war in den letzten Tagen viel stiller als sonst. Die Mutter bemerkte wohl eine Veränderung in seinen Zügen und beobachtete ihr Kind mit heimlicher Furcht und Hoffnung. Daß es damals versucht hatte, Bruno's Namen auszusprechen, wußte sie nicht. Joseph hatte übrigens seitdem beständig geschwiegen. Allabendlich beugte sich Francesca über ihn und betete und rief den Namen Dessen an, von dem sie nicht einmal wußte, ob ihr unglücklicher Liebling ihn kenne. Seit Jahren gab sie Joseph auch jeden Morgen und Abend ein Kreuzifix in die Hand. Nur selten aber wollte es der Knabe küssen und es schien ihm nicht mehr zu gelten als sein Spielzeug, das man ihm von Zeit zu Zeit auf den Schooß legte. Die Baronin war begreiflicher Weise froh, daß Bruno sich zur Mitreise entschlossen hatte. Joseph gewöhnte sich mehr und mehr an ihn und schaute ihm unverwandt nach, wenn er sich einmal entfernte. Kam der junge Mann zurück, so war es fast, als ob man die Freude auf dem häßlichen Antlitze des armen Herrle lese. Stundenlang konnten die Beiden Hand in Hand dastehen, und es mußte Jeden verwundern, wie der schmucke und lebenslustige Jüngling es die ganze Zeit bei dem Knaben aushielt. Bertha begriff es am wenigsten, aber es kam ihr gelegen, denn schon hatte sie „die Last mit dem Krüppel“ gesürchtet. Wie die Sachen standen, übernahm Bruno den Knaben ganz allein, und sie hatte nur für die Toilette und

Bequemlichkeit der Baronin zu sorgen, die übrigens äußerst geringe Ansprüche machte. Zu Luzern im Schweizerhof protestirte Joseph in nicht mißzuverstehender Weise gegen eine Trennung von Bruno. Er ward erst wieder ruhig, als dieser Vorbereitungen traf, im selben Zimmer mit ihm zu schlafen. Darum beschloß man auch ein für alle Mal, daß die Zwei auf der Reise zusammenwohnen sollten. Einen ganzen Sonntag blieb man in Luzern. Frau von Fernau schlug am Montag Morgen vor, nicht direkt nach Chur zu fahren, sondern den Wallfahrtsort Einsiedeln zu besuchen.

Bruno war mit Freuden einverstanden. Montag Nachmittag kamen sie daselbst an, und am Dienstag schrieb der Förstersohn einen schönen Brief nach Hause, an sein gutes Schwesterlein.

„Mein herzlichstes Mariannerle!

Den ersten Brief will ich an D i c h schreiben und Du mußt ihn hübsch Papa und Mama zeigen, damit sie auch hören, wie es uns geht. Wir sind jetzt bei der lieben Mutter Gottes in Einsiedeln, und weil sich hier etwas gar Liebes und Schönes ereignet hat, was ich Dir ganz genau erzählen will, mußt Du auf die Beschreibung der Reise bis hierher noch etwas warten. Ich kann Dir das immer noch von St. Moriz aus berichten. Wir kamen hier also gestern nach einer schönen Fahrt vom Zürcher See aus an, und gingen noch am Abend in die große Klosterkirche, wo sie vor dem Bilde der lieben Mutter Gottes ein überaus prächtiges „Salve Regina“ sangen. Als die Benediktinermönche und Knaben die Kapelle wieder verlassen hatten, knieten die gnädige Frau Baronin und ich mit dem Josephle noch einmal vor dem Gnadenbilde nieder. Wir hatten das arme Herrle zwischen uns, falteten ihm die Hände und zeigten ihm immer wieder den schönen Altar und beteten für ihn den Rosenkranz. Das Herrle kniete ganz still da und schaute wie versteinert auf das Gnadenbild. Die Frau Baronin schluchzte so sehr bei ihrem Gebete, daß ich auch ganz mitleidig wurde

und mich leise aus der Kirche schlich. Draußen auf dem weiten Platze erwartete ich sie an dem alten Brunnen, aus dem die Pilger, die zur Kirche kommen, oftmals zu trinken pflegen. Bertha war im Hotel geblieben. Sie liest lieber allerhand Bücher, und, wie du weißt, ist sie nicht katholisch. Es dauerte wohl eine halbe Stunde, bis die Frau Baronin wieder aus der Kirche kam. Sie hatte ganz rothe Augen und führte das Josephle an der Hand. Dabei machte unser armes Herrle sein einfälliges Gesicht, und es that mir recht weh, daß es gar nichts von der Bedeutung und Schönheit des heiligen Ortes zu wissen schien. Die Frau Baronin fragte mich: „Wollen Sie mir und meinem Kinde einen Gefallen thun, lieber Bruno?“ Ich jagte: „Ja, wenn ich kann.“ Wollen Sie morgen eine heilige Kommunion für Joseph aufopfern?“ Natürlich will ich das, sagte ich, denn ich habe mir das schon selbst vorgenommen. Heute früh, als ich bei der gnädigen Frau anklopfte, weil es Zeit zur Messe war, lag das Herrle noch in tiefem Schlafe. Wir ließen es und gingen hinüber zur Kirche. Wir haben dann unter der hl. Messe kommuniziert, und Du kannst Dir wohl denken, Mariannerle, wie wir gebetet haben. Nun kommt aber das schönste. Wie wir wieder in das Hotel eintreten, da stürzt die Bertha uns entgegen: „Frau Baronin, Frau Baronin, das Josephle redet!“ Was! schreit die Frau Baronin und läuft in das Zimmer. Ich hinterdrein.

Richtig da steht das Herrle mitten in der Stube und wie wir eintreten ruft es ein paar Mal: Bruno Bruno. Nun denke Dir, wie freudig die Frau Baronin erschrocken war. Sie küßte das Herrle beinahe zu Tod und das Herrle lachte fast wie mir schien und sagte noch einige Male: Bruno. Da habe ich aber auch geweint mein liebes Schwesterlein; denn Du kannst Dir gar nicht vorstellen, wie mir zu Muth war. Wir vergaßen anfangs unser Frühstück und als wir uns endlich niedersetzten,

kam mir das arme Herrle gar nicht mehr so häßlich vor. Es hat ganz gewiß ein paar Mal gelächelt, sagte aber immer nur das eine Wort. Da kam die Frau Baronin auf den Gedanken, ihm ein anderes Wort vorzusprechen. Wir setzten uns vor das Josephle und sprachen ihm ganz langsam und deutlich den Namen des lieben Heilandes zu. Anfangs wollte Josephle gar nichts sagen und schaute immer an uns vorbei in die Ecke. Wir wollten den Besuch schon traurig aufgeben, da wendete das Herrle mit einem Male den Kopf, schaute uns an und sagte wirklich ganz vernehmlich: Jesus. O Mariannerle, wenn du das hättest hören können! Ich glaube nicht, daß Josephle wußte, wessen heiliger Name das ist; aber nur diesen Namen von seinen Lippen zu vernehmen, das war etwas, daß ich es Dir wirklich gar nicht beschreiben kann. Die Frau Baronin wurde so aufgeregter, daß sie manchmal nicht wußte, was sie that. Sie lief immer durch unsere drei Zimmer und wollte das Herrle gegen Mittag kaum schlafen lassen. Ich bestand aber darauf und brachte sie sogar dazu, um ein Uhr mit zur Table d' hôte zu gehen. Nachher hatten wir allerlei Besuch, weil Bertha die Geschichte im Hotel ausgeplaudert hatte. Auch einige der hochwürdigen Patres vom Kloster kamen herüber. Zur Vesper nahmen wir Josephle wieder mit in die Kirche. Gedankt haben wir dem lieben Herrgott, der jetzt die Gebete der Frau Baronin zu erhören scheint. Und gedankt seiner heiligen Mutter für ihre Fürbitte! Das Josephle selbst aber ist ganz still und sagt gar nichts. So lang ich bei ihm bin, ist es zufrieden. Ob es auch verständig d e n k t? O nein, Mariannerle; davon ist keine Rede. Es ist auch noch kein richtiges Sprechen. Aber es kommt mir vor, wie die erste Dämmerung am Morgen, wie jene schwache Helle, die noch vor der Morgenröthe erscheint. Gott wird weiter helfen. Sage der Mama, ich werde ihr aus der Schweiz ausführlich schreiben. Die Wäsche, die sie mir eingepackt hat, ist viel zu fein für mich. Die Frau

Baronin besitzt freilich noch noblere Sachen, und das arme Herrle auch—sogar die Bertha. Der Vater hat recht gehabt, als er sagte: „Das ist eine sonderbare Reisegesellschaft!“ Ich muß alles besorgen und bestellen, Billete lösen und Gepäck aufgeben, aber die Frau Baronin erklärte mir, das sehe sie nur als eine Gefälligkeit von mir an. Ich sei der Freund ihres Kindes, aber ganz unabhängig und der Jose giebt sie es wiederholt zu verstehen. Nun leb' wohl, Mariannerle, grüß die lieben Eltern und sei selbst herzlich begrüßt von Deinem Bruder Bruno Stark.“

Am Freitag Abend trafen die Reisenden in Sankt Moritz ein. Früh um sechs Uhr war man in einer vier-spännigen Reisekalesche vom Hotel Steinbock in Chur abgefahren —und zwar hatte sich die seltene Gesellschaft um ein jugendliches Haupt vermehrt. Das ging folgendermaßen zu. Als der Hausknecht des „Steinbocks“ nach der Ankunft der Baronin das Gepäck in die Zimmer besorgte, bedeutete man ihn, einen großmächtigen Kleiderkoffer nur unten im Flur stehen zu lassen, da man denselben doch in Chur nicht öffnen werde. Da stand er denn nahe der Portierloge mitten unter seinesgleichen, um Freitag Morgen auf die Kalesche oder auf die Postkaise geladen zu werden. Am Donnerstag Nachmittag kam von Ragaz ein junger Maler an, der mit Staffelei und allerlei Kästen rüstete und für diese Utensilien auf ein Unterkommen in der Bagage-Ecke des Hotelslures suchte. Wie er nun acht giebt, daß die Leute seine Sachen vorsichtig aufstellen, stutzt er plötzlich beim Anblicke des großen Koffers, der mit großen schwarzen Lettern F. v. F. gezeichnet war.

„Wem gehört dieses Gepäckstück hier?“ fragt er den Portier.

„Einer Dame aus Deutschland, einer Baronin Fernau.“

„Francesca!“ schreit der junge Mann auf, so daß der Portier ihn erstaunt anschaut.

„Ist die Baronin im Hotel?“

„Sawohl, Herr.“

„Welche Ueberraschung! Wo wohnt sie?“

„Nummer 14, 15, 17, das heißt mit ihrer Begleitung.“

„Begleitung? Ist der Baron auch da?“

„Nein, das Kind der Baronin, ein armes, krankes Wesen—die Jose, und ein junger Mann.“

„Junger Mann? Was für ein junger Mann? Ein Bedienter?“

„Nein, er scheint etwas mehr zu sein. Er ist immer bei dem kranken Kinde.“

„Ah so, ein Wärter.“

„Nein, auch nicht; dazu ist er wohl zu jung. Ein schöner, junger Mann . . .“

„Wie heißt er denn?“

„Ich kann einmal im Buch nachsehen . . .“

„Lassen Sie nur. Sie können mich aber bei der Frau Baronin melden. Ich will eben in meinem Zimmer etwas Toilette machen, dann gehe ich in die Salle a manger. Schicken Sie mir einen Kellner dorthin mit der Angabe, wann Frau v. Fernau mich empfangen kann. Ich hoffe, sofort. Hier ist meine Karte.“

„Sehr wohl, Herr“ sagte der Portier und zerbrach sich den Kopf, in welchem Verhältnisse der junge Künstler der mit stark romanischem Accent deutsch sprach, zu der Baronin stehen mochte. Er eilte davon und las auf der Treppe die Karte:

Ettore Amadeo della Valetta,

Pittore

Firenze.

Als die Baronin die Karte in Empfang nahm, stieß sie einen Ruf der Ueberraschung aus und fragte:

„Ist der Herr im Hotel?“

„Zawohl, Madame. Er bittet seine Aufmerksamkeit machen zu dürfen.“

„Freilich, freilich! Wo ist er?“

„Er kam erst vor einer Viertelstunde mit der Bahn und wollte sich sofort umkleiden und dann im Restaurant sein.“

„Bitten Sie ihn . . .“

„In den Salon? Oder in's Lesezimmer?“

„Nein, zu mir herauf!“

„Ganz gut, Frau Baronin.“

Es dauerte keine fünfzehn Minuten, da küßte Ettore della Valetta seiner Frau Cousine artig lächelnd die Hand. Und dann ging eine lebhafteste Unterhaltung auf Italienisch los, bei der immer Beide zu gleicher Zeit sprachen und zwar so lustig und laut, daß man es überall im Gange des Hotels hören konnte. Wie lange hatte Francesca kein Italienisch mehr geredet! Und der Beter! Als Knabe hatte sie ihn gesehen, zuletzt auf ihrer eigenen Hochzeit. Jetzt saß er neben ihr als stattlicher, kräftiger Mann, aber aus dem Rahmen des prächtigen schwarzen Haares und Vollbartes schauten doch bekannte Züge sie an. Die Augen, der Teint, das Lachen . . . ja, das war ein echter La Valetta geworden! Die Baronin fühlte sich wie mit einem Zauberfchlage in den Kreis ihrer Familie, in die italienische Heimat. Brieflich hatte sie freilich immer von den Thringen vernommen, aber jetzt, die wirkliche Gegenwart eines ihrer Lieben . . . es machte sie ganz glücklich. Ettore war auf einer Studienreise und wollte in's Engadin. In's Engadin! Da konnte man ja zusammen reisen. Das war nach kurzer Zeit bereits beschlossene Sache. Man redete, fragte und scherzte weiter, bis auf einmal die Thüre zum Nebenzimmer sich aufthat. Auf der Schwelle erschien . . . das Josephle. Zum ersten Male war der Mutter sein Kommen unangenehm. Francesca wurde bleich und schaute erwartungsvoll auf den Beter. O, was hätte sie darum gegeben, einem der Thringen, einem Künstler, einem edlen, ansehnlichen Manne ein anderes Kind vorstellen zu können—als—ja, als diesen Krüppel!

Der Maler hörte das Geräusch an der Thüre und wandte sich darnach um.

„Wer ist . . .“ stotterte er verlegen, „ist das . . . wer kommt da? Ist es . . .“

„Mein einziges Kind“ nickte Francesca und senkte das Haupt.

Ettore stand auf und ging auf Joseph zu.

Er beherrschte sich mit aller Macht und begriff die Situation im Augenblicke. Dennoch entfuhr ihm, als er Joseph vergeblich auf deutsch und italienisch angesprochen, die Frage:

„Ister denn auch stumm? Ich wußte nur, daß . . .“

Aber er hielt sofort inne und biß sich auf die Lippen. Die Baronin barg ihr Gesicht in den Händen und weinte. Joseph, ohne sich im geringsten um den Fremden zu kümmern, ging mit seinem wankenden, unsicheren Schritt geradenwegs auf die Mutter zu und legte seine Hand auf ihre Schultern. Ueber die leidende Frau kam es da wie eine entsetzliche Versuchung. Zum ersten Mal ging etwas in ihrem Herzen vor, das sie selbst nicht begriff und wovon sie sich selbst entsetzte: sie konnte es nicht länger iragen, sie erhob den Arm, um ihr unglückliches Kind rauh von sich zu stoßen. Aber im selben Momente erklang es von den Lippen des Krüppels:

„Jesus!“

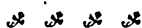
Da fiel Francesca wie vom Blitze getroffen

in den Sessel zurück und starrte auf das „Zerrle“. Ganz ruhig und gelassen war des Knaben Blick. Da riß die Mutter ihn an ihre Brust und bedeckte sein Antlitz, ihres Besuches ganz vergessend, mit heißen Küßsen, dabei ausrufend:

„Ja, ja, Jesus! Kind, du bist das Kreuz, das mir Gott auferlegt . . . und doch, du armes, liebes, liebsteß Wesen, mein ganzes Glück!“

Und während sie auf die Kniee sank und dem Josephle eine zärtliche Abbitte leistete, die der Kranke nicht einmal verstand, schlich sich Entore mit seinem Takte aus dem Zimmer. Aber nicht zum Speisesaal ging er, sondern in sein Logis und setzte sich dort an den Tisch, um mit seiner Künstlerphantasie Szene an Szene zu reihen und sich so ein Leben der Entfagung und des Opfers vorzuführen, von dem er soeben einen erschütternden Akt mit eigenen Augen geschaut. Wie war es möglich, diese Frau, die so viel litt, von deren Jugend er so oft hatte erzählen hören

(Fortsetzung folgt.)



Leider ist Jesus Christus, der Sohn Gottes, der aus Liebe zu uns Menschen am Stamme des Kreuzes sein Blut vergossen hat, in unserm Zeitalter der Aufklärung nur zu sehr wieder ein Stein des Anstoßes. Jesus predigt der Welt durch Wort und Beispiel Demuth, Selbstverleugnung, Gehorsam, Gerechtigkeit, Keuschheit, Liebe, er verurtheilt die Laster des Hochmuths, der Habsucht, der Anzucht, er verurtheilt Haß, Neid, Eifersucht und wie all' die Laster heißen mögen, welche die Liebe verwunden oder gar lödten. Ein solches Lebensideal sagt aber unserer modernen Welt nicht mehr zu, die durchaus frei und ungehindert sein will in ihren Bestrebungen, in der Befriedigung ihrer Wünsche und Leidenschaften, frei von jeder Autorität, wie immer sie heißen mag. Es ist derselbe Geist, der einst den stolzen Lucifer antrieb zur Auflehnung gegen Gott, den höchsten Herrn und

Gebietet, um sein eigener Herr zu werden, der keinem zu dienen, keinem zu gehorchen, keinem Rechenschaft zu geben berechtigt sein wollte.

Auch in unserm Zeitalter ist es wieder der Geist des Hochmuths, der Geist der Auflehnung gegen Gott und jede Autorität, der in der Welt regiert. Dieser Geist der Ungebundenheit und Zügellosigkeit, der sich selbst genügt und von Untermwürdigkeit durchaus nichts wissen will, ist es, der auf allen Gebieten des Lebens in den verschiedenen Ständen und Berufsweisen der menschlichen Gesellschaft so viel Unheil und Verderben anrichtet. Der Gehorsam ist ein Grundpfeiler der gesellschaftlichen Ordnung, aber dieser Pfeiler ist sehr in's Schwanken gerathen. Und doch ist derselbe nothwendig und unentbehrlich für die Ordnung, wenn nicht Alles mit der Zeit ein wildes Durcheinander werden soll.

✻ ✻ ✻ **Editorielles.** ✻ ✻ ✻

Passionsblumen.

Von Very Rev. A. J. Kreidl, O. C. C.

Mit Verrath fängt die Leidensgeschichte unseres Heilandes an. „Einer von Euch, der mit mir ist, wird mich verrathen.“ Verrath ist nur möglich nach vorhergegangenem Vertrauen. „O Herr, bin ich es?“ Ja frage nur, lieber Christ! Das Vertrauen des Herrn hast du oft genug erfahren, oft genug mit Ihm gegessen. Könntest den Verräther spielen. Bist du es?

Der Mensch sündigte mit seinem Geiste, mit seinem Herzen, mit seinem Körper. Deswegen leidet Jesus im Geiste, im Herzen und im Körper.—Sein Geist wurde bis zum Tode gefängigt im Garten, sein Körper zu Tode gemartert am Kreuze und sein Herz findet sich von Allen, selbst von seinem himmlischen Vater, verlassen.—

„Wen suchet Ihr?“ Alle suchen Freunde und Feinde. Gott läßt sich von Allen finden. In jeder katholischen Kirche tritt Er dem Verräther entgegen mit derselben Liebe, mit der Er sich dem Fremde übergibt.—Wen suchest Du lieber Christ, wenn du zum Altare trittst?

„Warum schlägst du mich?“ Der Bakensstreich im Hause des Hohenpriesters Annas ist zum Ritterschlag des gefirmten Christen geworden. Regierungen, Universitätsprofessoren, Zeitungsjuden und Irreligiöse stehen heute noch im Dienste Annas'. Die Wahrheit muß unterdrückt werden, denn wie würde es sonst diesen Knechten ergehen. „Wer die Wahrheit spricht, dem schlägt man in's Gesicht.“

„Die Zeugnisse stimmten nicht überein.“ Im Lager der Feinde ist man nur einig im Hass gegen das Reich Gottes. In allem

ändern ist man uneinig. Man beschaue nur die Anzahl keizerlicher Kirchen, die Zerissenheit unter den Koryphäen der Wissenschaft und die gegenseitigen Anfeindungen der Gewalthaber.—„Jesus aber schwieg“ in edler Ruhe. Kein Schauspiel im gegenwärtigen Jahrhundert ist großartiger, als das vornehme Stillschweigen der Kirche inmitten des wüsten Getümmels.

Der Apostelfürst Petrus verläugnet seinen Herrn aus Menschenfurcht. Bosheit war dabei nicht im Spiele. Er war kein raffiniertes Gottesläugner. Aber er war sehr schwach. Jesus vergibt mit Vorliebe Sünden der Schwäche.—„Liebst du mich?“ ist das einzige strafende Wort. Ach, wie Viele gibt es nicht unter uns, welche „vorgeben, Gott zu kennen, mit den Werken ihn aber verläugnen.“—Da kann nur die Liebe wieder Alles ausföhnen. Innige, herzliche, vollkommene Liebe. Selbst der Schwächste, wenn ihn der mittheilsvolle Blick des gekränkten Heilandes zum Bewußtsein bringt, kann diese Liebe erwecken. Dann aber gibt es keine Menschenfurcht mehr.—

„Hinweg mit diesem, und gib uns den Barabbas los!“ Jesus mußte geopfert werden, damit Barabbas loskam. Barabbas im Hebräischen heißt „Sohn des Vaters.“ Was hätte es der Welt genützt, wenn der sündenvolle Sohn eines irdischen Vaters dem Gerichte anheimgefallen wäre.

Nein, der unschuldige Sohn des himmlischen Vaters, das Lamm Gottes, muß zur Schlachtbank geführt werden, um die Sünden der Welt hinwegzunehmen. So erfüllt der blinde Haß des Pöbels die unerforschlichen Rathschläge Gottes.

„Da ließ Pilatus Jesus nehmen und geißeln.“ So ist der Sohn Gottes auf

Erden von Menschenhänden behandelt worden.—Die Engel im Himmel verhüllen ihr Antlitz vor der Herrlichkeit Gottes.—Mit Grausen erfüllt, sehen sie dieses Schauspiel der Schmach des Menschensohnes. Welches Christenherz kann ruhig bleiben bei diesem Anblicke! Die hl. Theresia schreibt: „Eines Tages trat ich in den gemeinsamen Besaal, in dem ein neues Bild aufgestellt war, das Jesus ganz voll Wunden und Blut darstellte. Kaum halte ich es erblickt, so wurde ich in mir ganz verwirrt, da ich meinen Herrn auf solche Weise behandelt sah; eine lebhafteste Einbildung stellte mir all' seine Leiden für mich dar. Ich fühlte dabei einen so heftigen Schmerz, daß mein Herz beim Anblicke dieser Wunden in zwei Theile sich zu trennen schien. Dann warf ich mich zu seinen Füßen und weinte bitterlich; ich bat meinen Bräutigam, er möchte mich doch von jetzt an mit solcher Stärke ausrüsten, daß ich ihn in alle Zukunft nicht mehr beleidige; ich bat ihn, mir die Gnade zu geben, alle meine schlechten Neigungen und Gewohnheiten zu überwinden und abzulegen. Auch glaube ich in jenem Augenblicke zu ihm gesagt zu haben, ich würde mich nicht eher von seinen Füßen entfernen, bis er meine Bitte erhört hätte. Von dieser Zeit an fing ich an, mich zu bessern, und im Dienste Gottes beharrlicher zu sein.“

„Lasset uns emporsehen zu Jesu, dem Urheber und Vollender des Glaubens, der um der Freude willen, die ihm vorgestellt wurde, das Kreuz erduldet, und der Schmach nicht geachtet hat.“ Hebr. 12, 2.

Um der Freude willen hat Christus das Kreuz erduldet. Das Kreuz ist ja die Krone seines irdischen Lebens und Wirkens für Gottes Ehre; das Kreuz ist die Tilgung der ungeheuren Sündenschuld der gefallenen Menschheit; das Kreuz ist die höchste Offenbarung Gottes, der sich selbst die Liebe nennt; das Kreuz ist die Seligkeit der Millionen Erlösten; das Kreuz ist schließlich der

Thron Gottes auf Erden, errichtet über den Trümmern des Satansreiches.—Der wahre Jünger Christi freut sich, wenn er zur Ehre Gottes, zur Sühnung seiner Sünden, aus Liebe zum Meister, im Hinblick auf den Himmel, und zum Siege über Tod und Hölle, das Kreuz erduldet.

Süß sind die Thränen eines reuigen Gemüthes, süß sind die Leiden eines liebenden Herzens, süß ist der Tod des Gerechten.



Für P. Athanasius Götte, O. S. F., Apostolischer Missionar von Shen-si, China, sind bis jetzt in der „Rundschau“-Office die folgenden frommen Liebesgaben eingegangen:

Von Johnnie . . . , Pittsburg, Pa.	0.25
Lina . . . , Pittsburg, Pa.	0.10
Joseph Häßler, Utopia, Texas	0.50
Christian v. Weichpffennig, Helena, Montana,	5.00
Anna Ringholz, Rochester, N. Y.	1.00
Frau Lenz, Detroit, Mich.	1.00
Maria Schemanski, Detroit, Michigan	1.00
Justina Scheiner, Creedville, D.	2.50
Carolina Schmelzle, Creedville, Ohio	2.50
Dame, ungenannt, Buffalo, N. Y.	1.00
Rev. C. J. Withopf, Dresden, Kansas	8.50

§23.35

Die „Rundschau“ ist eine katholische Monatschrift zur Erbauung und zur Belehrung, darum bringen wir nebst hübschen religiösen Geschichten und Artikeln auch Besprechungen über die wichtigsten Fragen der Zeit und die neuesten Erscheinungen in der Literatur. Auf den Kreis unserer Hochw. Herren Mitarbeiter dürfen wir wohl mit Recht stolz sein. Nicht nur für fromme Frauen und Mädchen, auch für die Jugend und namentlich auch für Männer, welche eine ernste Lesung lieben, ist diese Zeitschrift bestimmt. Sie fin-

die fremdliche Aufnahme überall, wo man in den Familien die liebe Mutter Gottes verehrt und für wahre Bildung und geistige Unterhaltung Sinn und Verständnis hat.

Vörfianismus und Socialismus.

Daß es die Höhen und Tiefen der Gesellschaft, Abscham und Hefe des Volkes, Großkapital und Proletariat sind, die seit einem Jahrhundert Hand in Hand am socialen Umsturz arbeiten, ist durch die Geschichte, namentlich der letzteren Zeit, sattsam erwiesen. Es hätte der Komödie kaum bedurft, welche sich eben in Paris und Frankreich abspielt, um einen neuen Beweis für die alte Thatsache zu liefern.

Die jüngsten Vorgänge in dem Seine-Babel sind unsern Lesern bereits durch die Tages-Presse bekannt. Der Dreyfus-Fall als solcher ist erledigt. In großer Verlegenheit sieht sich die französische Regierung nun, weil durch die Intrigue Zola's ein Staatsgeheimniß gefährdet ist, dessen Preisgabe nicht ohne Rückschlag auf die nächsten Geschicke Frankreichs bleiben würde. Zola und Consorten treiben jedenfalls ein verwegenes Spiel, und daß ihre Sache grundfaul ist, bezeugt die Infamie, mit welcher sie die Schuld für die skandalösen Vorgänge vor dem Pariser Gerichte auf den allgemeinen Sündenbock des Judenthums, der Loge und des Communismus, — die katholische Kirche, schieben wollen.

Hat sich doch als Anwalt des berücksichtigten Zola Mar Nordau, der Autor des Buches „Degeneration“, gemeldet und in einem öffentlichen Schreiben an die Degenerirten unter Anderem behauptet: „Ich bin vollständig überzeugt davon, daß die gegenwärtige antisemitische Agitation anläßlich der Dreyfus-Affaire mit einer Abschachtung der Juden in Frankreich enden wird. Wir dürfen uns auf eine weitere St. Bartholomäus-Nacht gefaßt machen.

Mit Emphase klage ich die katholische Kirche an, den Antrieb zum Massenmorde gegeben zu haben.

Seit Jahrhunderten steht die katholische Kirche Schulter an Schulter mit den Regenten-Sippen und den privilegierten Klassen. Jetzt merkt sie, daß die Stunde der Demokratie geschlagen hat und so liebäugelt sie jetzt mit dem Volke. — Das Zeichen zum Massenmorde wurde von Rom aus gegeben. Den Papst selbst klage ich nicht an. Er ist ein 87jähriger Mann und hat keine Kenntniß von diesen Vorgängen. — Vor wenigen Tagen war ich in Gesellschaft des Ober-Rabbiners von Frankreich, Dr. Zadoc Kahn, im Hause von Baron Rothschild. Beide Herren sind gleicher Ansicht wie ich.

Dr. Kahn darf seiner öffentlichen Stellung wegen natürlich seine Ansicht nicht publiciren und auch für Baron Rothschild wäre es gefährlich, seine diesbezügliche Ueberzeugung laut kundzugeben.“

Da der Groß-Schwadronneur des „Judenthums in der Literatur“, auch in Amerika zahlreiche Verehrer hat, besleißigte sich natürlich die liberale Presse dieses Landes, den gütigen Haß Max Nordau's auch hier auszusprüngen.

Diesem Gewebe von Lüge und Fälschung, Frivolität und Bosheit hat der päpstliche Delegat Mar'celli durch seinen Sekretär folgende würdige Abfertigung gewidmet:

„Wir sind von dem ungerechtfertigten Angriff, den der Doktor Nordau auf den heiligen Vater und die Politik des Vatikans gegen die jüdische Rasse macht, überrascht und verlezt. Es braucht keiner Erklärung von mir, um die Unrichtigkeit dieser Anschuldigungen zu widerlegen. Leo der Dreizehnte wird wegen seiner humanen Haltung gegen das jüdische Volk in den

Annalen der Geschichte unauslöschlich verzeichnet sein. Nicht ganz vor einem Jahre erließ er eine besondere Allocution, welche sich mit dem Unrecht befaßte, welches Europa auf die Juden häuften. Ganz besonders empfahl er der römischen Kirche, ein solch' unbarmherziges Vorgehen zu vermeiden und das einst von Gott auserwählte Volk in Güte und Milde in ihren Schooß zurückzuführen. Die Geschichte wird es beweisen, daß die Schatten des großen St. Peters-Domes lange Zeit das einzige Asyl in Europa bildeten, wo die Juden vor der Gewalt der tyrannischen Monarchen sicher waren. Von dem Dreyfus-Falle kennen wir nur die Thatsachen, daß Dreyfus von einem Kriegsgericht in Frankreich prozessirt und schuldig befunden wurde und das Urtheil jetzt von Vielen angefochten wird. Die darob entstandenen antisemitischen Unruhen in Paris hatten ihren Ursprung, nach den Zeitungsberichten, unter den Studenten des lateinischen Viertels, sicherlich kein Platz, wo man klerikale Einflüsse suchen könnte. Dr. Nordau's Unterstellung ist unlogisch und wird von den Thatsachen, welche authentisch festgestellt wurden, in keiner Weise gestützt."

Wir dürfen wohl nachträglich noch mehrere Fragen stellen:

Ist das folgende geschichtliche Thatsache oder nicht?

„Die Semiten verbanden sich stets mit jeder Gewalt, mit jeder Politik, mit jedem König, mit jedem Minister, mit jedem Volke, die gegen die katholische Kirche Jesu aufgestanden waren; die geraubten und geplünderten Kirchen- und Klostersgüter floßen fast ohne Ausnahme in den Säckel der Beschmittenen. Aus ihnen werden heutigen Tages nicht wenige Grafen und Barone, Diplomaten und sogar Minister, und sie lassen keine Gelegenheit vorübergehen, dem Papstthum eins anzuhängen. Und alle ihre Schlechtigkeiten, Un- und Mißthaten üben sie mit feiner Kunst und Schlaueit aus, wahren stets dabei den äußern Schein von Gerechtigkeit und Lega-

lität, Ruhe und sogar Wohlwollen gegen Jene, die sie würgen und morden.

Wie kommt es, daß die französischen Panama-Schwindler und der verfloffene Hauptheld der „Banko-Romano“ Signor Crispi, von Sympathien für Zola überfließen?

Ist die jeunesse parisienne, vor welcher jetzt der alte lächerliche Romancier zittert und erbleicht, nicht die liebenswürdige Jugend beiderlei Geschlechts, die aus seiner Schule hervorgegangen ist?

Oder ist das quartier latin so römisch-katholisch gesinnt, daß es jetzt den Winken vom Vatican Folge leistet?

Es gehört wahrlich die Stirne eines Nordau dazu und die verwüstete Phantasie eines Zola, zu wädhnen, daß der Pöbel der französischen Hauptstadt den Gefühlen des Katholicismus Rechnung trägt. Sind es nicht immer unsere Priester und Bischöfe, welche unter den Kugeln der Communarden fallen?

In Zeiten der Gefahr ist es immer der Böhrianismus und das verkümmerte Manchesterthum, welche mit den Jakobinern fraternisiren und heute wie vor 300 Jahren es verstehen, die Schuld für jede Bartholomäus-Nacht auf Conto der unschuldigen Kirche zu schreiben.

Der alte Köder soll auch jetzt wieder in Paris wirken. Ob das verbrecherische Spiel gelingt? Es hat bisher noch nie verjagt.

Napoleon III. hatte ohne Zweifel eine gewisse Erkenntniß von der entscheidenden Bedeutung der socialen Frage, und eine Haupt Sorge seiner Politik ging stets nach dieser Richtung. Freilich war der abgegangene Cäsar bis über die Ohren in den Vorurtheilen der modernen Nationalökonomie befangen. Er wußte den Werth und die Wichtigkeit höherer, religiöser und sittlicher Kräfte nicht zu schätzen und glaubte steif und fest, einzig mit materiellen Mitteln die sociale Frage lösen zu können. Er meinte durch „Entsefflung der wirtschaftlichen Kräfte,“ ausgedehntes Creditwesen,

Förderung ungeheurerlicher Unternehmungen und öffentlicher Arbeiten, und ähnliche Mittel einem Jeden Wohlstand und auskömmliches Einkommen verschaffen zu können und damit sei die allgemeine Zufriedenheit erreicht. Aber all diese Mittel brachten nach 20jähriger Anwendung nur größeres Elend und Glend unter die arbeitenden Klassen. Anstatt der so oft versprochenen Erleichterung im Verschaffen aller Bedürfnisse trat größere Theuerung ein, die bei der durch die napoleonischen Maßnahmen allgemein gereizten Genußsucht nur um so empfindlicher wirkte. Napoleon III. ist so recht an der Nichtlösung der socialen Frage zu Grunde gegangen. Die Unzufriedenheit der Pariser Arbeiter mußte er durch äußere Kriege abzuleiten suchen, und als der erste Mißerfolg eintrat, war sein Loos entschieden. Die Pariser Kommune ist vor Allen das Ergebnis der mißglückten socialen Versuche Napoleons.

Der schauerhafte Abschluß einer mit so vielem Glanz, so großen Mitteln und unter so günstigen Vorbedingungen begonnenen Periode dürfte, so sollte man glauben, allen Völkern und Staatsmännern Stoff zum Nachdenken gegeben haben.

Und wie ging es über dem Rheine, unmittelbar nach dem deutsch-französischen Kriege? Da finden wir: Arbeitseinstellungen, welche die größten Störungen im wirtschaftlichen Leben hervorbringen, ungewöhnliche Zunahme der Auswanderung, steigende Wohnungsnoth in den Städten, unerhörten Gründer- und Börsenschwindel, und andere untrügliche Zeichen der Verschlimmerung der socialen Zustände. Dabei eine mit Riesenschritten nach allen Seiten vorgehende Ausbreitung der socialen Leiden.

Vor dem Kriege hat man vielfach geglaubt, der Ausbruch des Kampfes werde der Geld- und Papierwirtschaft einen tödtlichen Schlag versetzen und dieselbe für immer vernichten. Und nun sehen wir als die unmittelbarsten Folgen des Krieges die größten Anleihen und Geldgeschäfte, die je

vorgekommen seit die Welt steht, Hand in Hand mit einem Gründerchwindel und einem Börsenübermuth, welcher selbst jenen in den sechziger Jahren weit hinter sich läßt.

Daß das Geld kein Vaterland kennt, hatte die französische Milliarden-Anleihe im August 1872 eklatant bewiesen. Der Milliarden-Segen des Friedens-Schlusses kam jedenfalls nicht dem arbeitenden Volke zu Gute; denn die Industrie wurde durch das schamloseste Gründerthum corumpirt und das Volk massenhaft zur Auswanderung gezwungen.

In Frankreich erlag das Volk dem Steuerdrucke, um für die Kriegsschuld die Zinsen zu erschwingen, welche als leichte Preise der Börse zufließen.

Während des Krieges hatten deutsche Juden—keine Ultramontanen—auf französische Anleihen gezeichnet, also dem Feinde Kriegsbedarf in die Hände gegeben. Als hingegen bei Beginn des Krieges der norddeutsche Bund ein Anleihen zu höchst günstigen Bedingungen (Curs von 88 mit 5 Proz.) ausschrieb, blieben die Börse und alle die großen Geldmänner—freilich meist Juden—in Berlin, Hamburg, Köln, Frankfurt u. s. w. kühl bis an's Herz. Die preussische Regierung hatte offenbar die patriotischen Versicherungen der im Dienste dieser Geldmänner stehenden Blätter für baare Münze genommen und deshalb geglaubt, es bedürfte keiner besonderen Vergünstigungen, um die großen Kapitalisten anzulocken. Aber die Spekulation, welche sich doch durch Eisenbahn-, Bergbau-, Bank und sonstige Concessionen und Bevorzugungen eines besonderen Schutzes von Seite des Staates erfreute, hielt sich zurück, und ihr Beispiel wirkte lähmend auf die Masse des Volkes. Nur diejenigen deren Vaterlandsliebe sich über die Spekulation hinwegsetzte, zeichneten: es waren meist kleine Leute, Handwerker, Beamten, Pfarrer (vielleicht katholische) welche ihren Nothjennig hintrugen, um der Regierung die Mittel zur Landesverteidigung zu gewähren. Ma-

türlich wurden die 100,000,000 nicht gedeckt, wofür Deutschland den Hohn der ganzen Welt ärntete. Selbst die Nordamerikaner, denen Deutschland für einige Hundert Millionen Thaler zweifelhafter Papiere abgekauft, hielten ihr Geld in den Taschen.

Bei der französischen Anleihe von 1872 wurden dagegen in Berlin nahezu vier Milliarden gezeichnet.

Und in Deutschland wie in Frankreich wurde der Haß des nicht mit Unrecht empörten Volkes durch die Preß-Organe des Judenthums von der Börse ab auf die Kirche gelenkt und der Kultur-Kampf begonnen, um die Massen die industrielle Misere vergeffen zu machen.

Aber einmal wird der Tag der Erleuchtung kommen, und das Volk seine Feinde suchen, wo sie sind. Dann wird die Welt erfahren, was die Geschichte längst bewiesen hat: Die Plutokraten sind immer und überall die Fettsaugen gewesen, die in der liberalen Suppe oben auf schwimmen und die Gartüchle dieser scharfgewürzten Brühe sind die Zucht- und Gottlosen Federmenschen von Voltaire und Rousseau an bis auf Zola und Max Nordau.

Ueber die herrliche Dichtung „Atlantis“ von Jacinto Verdagueer werden wir unsern Lesern in der nächsten Nummer eine interessante Studie vorlegen und zwar aus der Feder von Rev. Dr. Anton Heiter.



„Palla Toa.“

Von P. Paul Mathies, S. J., Prairie du Chien, Wis.



Unsere Zeit trägt trotz ihrer Liebe zu Spezialstudien und methodischer, wissenschaftlicher Vorschung die Signatur des belletristischen Frohsinns. Es scheint, daß die Geister, ermüdet von der aufregenden Tagesarbeit, welche die Lösung so zahlreicher Tagesprobleme ihnen zumutet, instinktiv nach Abspannung verlangen. Und zwar wird diese geistige Erfrischung von dem lesenden Publikum vorzugsweise bei solchen Schriftstellern gesucht, die der Phantasie etwas Neues und Fesselndes anzubieten haben. Das wäre an sich nichts Bedenkliches, wenn sich die dichterische Erfindungs- und Darstellungsgabe daran hielte, der Einbildungskraft reine und süßliche, Herz und Willen zum Guten und Wahren erhebende Gestalten vorzuführen. Wie schwer aber in dieser Hinsicht oft von den besten Talenten gesündigt wird und wie traurig die Folgen der Sünde gegen die wahren Ideale der Kunst sich gerächt haben, ist dem christlich gebildeten

Teil der Gesellschaft allmählich klar geworden. Mit herzlichster Freude begrüßt man daher jede Leistung der schönen Künste, die man ohne Einschränkung und mit gutem Gewissen empfehlen kann.

Herr Wilhelm Keilmann, dessen überzeugungstreues Eintreten für die gute Sache auf verschiedenen Gebieten bereits seit Jahren den gerechten Beifall der deutschen Katholiken in Amerika erwerben mußte, ist nun unlängst mit einer poetischen Arbeit vor die Öffentlichkeit getreten, zu welcher wir ihm zunächst in dem Sinne gratulieren, daß er die schöne Literatur um ein werthvolles Geschenk bereichert hat, welches unbedingt seinen Platz unter den edelgeborenen Kindern der christlichen Muse beanspruchen darf. Sein lyrisches Epos „Palla Toa“, erschienen 1898 bei F. W. Cordier in Heiligenstadt, hat bereits jenseits des Ozeans von beruenerer Feder die wohlverdiente, begeisterte Anerkennung gefunden. Es sei uns indeß vergönnt, das geistvolle und dichterisch

hochstehende Werk auch an dieser Stelle den amerikanischen Mitbürgern des preisgekrönten Sängers von 1892 auf das Wärmste zu empfehlen.

Wir würden es als einen Eingriff in die Rechte des Dichters erachten, wollten wir an dieser Stelle eine trockene Darstellung des Inhaltes seiner Arbeit geben. Er muß selbst mit seiner reichen, überraschend neuen Phantasie und in seiner eigenen abwechslungsreichen Sprache zu Geist und Herz reden. Fein hat er auch selbst herausgeföhlt, daß dem Leser das tiefere Verständnis des Epos durch ein mehr wissenschaftliches Vorwort würde erleichtert werden. Die Tropenwelt des Inkarreiches mit ihrer anziehenden, uralten Sagen- und Religionsgeschichte ist ein so eigenartiger, ungewohnter Schauplatz für uns, daß wir dem Dichter für seine ethnographischen, physikalischen und historischen Notizen besonderen Dank schulden. Auch der Philologe wird manches Interessante aus den Studien des Epikers entnehmen und lernen können. Daß sein Werk auf geschichtlichen Fundamenten ruht, macht es um so anziehender. Ein glücklicher Griff ist auch der Wechsel des Versmaaßes in den verschiedenen Gesängen. Keilmann ist hiermit großen Vorbildern, z. B. Gajás Tegner, dem Dichter der Frühjosefs Sage, gefolgt. Der Leser wird finden, wie schön das Metrum oft dem Gedankeninhalte des Stoffes angepaßt ist, z. B. im 3. veiten Gesange bei der Jagd des Sonnenfürsten im Hochgebirge der Anden, wo sogar innerhalb des farbenprächtigen Vorigemäldes der Vers wechselt und die verschiedenen Phasen des Jagdzuges äußerst anschaulich werden. Wie lieblich ist dann wieder nach dem Toben über Stock und Stein das folgende Bild, welches die heilige Insel im Titicaca See beschreibt, 'wo das Licht zur Welt kommt und zu Grabe geht', mit dem Altare, auf dem das Opfer dargebracht wird, dessen Korn der Inca mit eigener Hand gesäet. Eine psychologisch schöne Stelle ist ferner die Szene, in welcher Manco, der thatendurstige Jüng-

ling, in der Hütte der Mutter von Kriegsrühm und dem Glücke des Dienstes beim Inca träumt und die Gute ihn mahnt, nicht allzu hohen Flug zu wagen. Den herrlichen Kaiser hat Manco aus den Klauen eines schwarzen Bären gerettet, aber so strahlend erscheint ihm die Majestät des Sonnensohnes, daß er nicht wagt, sich eine Gnade zu erbitten, sondern in geheimnißvoller Furcht davon eilt. Später freilich, als er eine Aufrüstung seines Stammes beiegelegt und die hohe Belohnung aus der Hand Balla Toas, der kaiserlichen Prinzessin erhält, ist er nuthiger. Das hat die Liebe zu der Jungfrau bewirkt. Das Geschick des Paares und die Schwierigkeiten, die der nicht ebenbürtige Werber zu überwinden hat, wollen wir nicht verrathen. Der Feldzug gegen Quito ist stellenweise mit so kräftigen Strichen gezeichnet, daß wir die nordische Edda zu hören vermaßen, wenn nicht die Sonne der Anden Heer und Wahistatt bestrahlte. Die Lagerzene hat vielfach ein orientalisches Kolorit. Keilmann's lyrisches Talent äußert sich am schönsten in den Liedern Mancos' (Schmiedelied, Sycamore, Feuerfliege, die große und doch so kleine Welt, Bergmännchen und die Blumentnospe im laubversteckten Hüttchen bei der Murrelquelle). Diesen sanft-klagenden und innigen, aber auch launigen Liedern entsprechen zehn Gesänge später die tiefempfundnen Melodien und Gedanken der fürstlichen Braut. Auch die heitere. Stimmungen leuchten in den Ernst der epischen Aktion hinein. Köstlich ist gleich im Anfange das Vogelparlament, wo der Dichter die gefiederten Redner manches naiv sagen läßt, was er früher in ernsterem Verufe in ernsteren Tönen seinen Lesern vorhielt. Ueberhaupt muß man oft bewundern, wie die Schilderung plötzlich zum Nachdenken über einen verborgenen, tieferen Sinn anregt. Die bedeutungsvolle Verwertung der Flora und Fauna ist ein echt dichterischer—vielleicht dürfen wir hinzufügen—echt deutscher, gemüthvoller Zug. Die wahre Religion erscheint in Balla

Loa' als die Krone der historischen Handlung, mit der Landung der weißen Männer. Das religiöse Element hingegen ist der Sauerteig, welcher die ganze Auffassung des Stoffes durchbringt. Verschiedentlich sehen wir die Heiden zu ihren Göttern stehen, aber aus ihren Gebeten, Ceremonien und Ueberlieferungen klingt der geheimnißvolle Grundakkord der Uroffenbarung heraus. Wegen dieser religiösen Motive liegt ein warmer Ton auf allen Gemälden des Sängers. Menschliche Schönheit, Pracht der Gebirgsnatur, Festtanz und Siegesjubel, Herzens Leid und Lust—alles das dient nur als Gegensatz oder Vorbereitung zu dem ‚Wunder‘, das also anhebt:

„Zeige den Gott uns, Inca, den großen Gott, den mächtigen Herrscher der Welt, Ihn, dem die zitternden Berge tosen, Brillend von Cupay's Odem geschwellt; Ihn dessen Nähe die Götzen schreckt Siez in der Erde dunkeln Bauch; Ihn dessen Stimme den Donner wecket Hoch in der Wolken brodelndem Rauch; Zeige den Gott uns, Inca, den hehren, Daß deine frommen Völker ihn ehren.

Zeige den Gott uns, Inca, den großen Gott, den mächtigen Herrscher der Welt, Ihn, dessen Auge die schrankenlosen Räume mit wonnigem Lichte hellt, Ihn, dessen Finger mit Sterngewinden Rings den nachtenden Himmel befrängt, Ihn, dessen Blicke das Meer entzündet,

Daß es wie flüssiges Kupfer erglänzt. Zeige den Gott uns, Inca, den hehren, Daß deine frommen Völker ihn ehren.

Zeige den Gott uns, Inca, den großen Gott, den mächtigen Herrscher der Welt, Ihn, dem erwachend der Tag mit Rosen schmückt des Morgens duftiges Zelt, Ihn, dem der Abend mit goldiger Worte Säumet das purpurfarbene Kleid, Ihn, dessen Schlosses azurne Pforte Strömet der Sonne Demantgeschmeid. Zeige den Gott uns, Inca, den hehren, Daß deine frommen Völker ihn ehren.

Das ist gewiß Poesie im besten Sinne des Wortes. So hat der Dichter uns ein Lied gesungen, welches nicht nur die Phantastie und das Gefühl befriedigt, obwohl Menschenleben und Völkerringen wahrhaft plastisch dargestellt sind, so wechselnd und üppig, daß wir uns ab und zu fragen: Würden diese Gestalten und Farben nicht noch zu manchem Gemälde reichen? Hoffentlich giebt uns der Dichter hierauf durch fernere Schöpfungen die Antwort, daß wir seine Erfindungsgabe und Gestaltungskraft noch unterschätzt haben. Möge er auf sich selbst den Schluß seines Schmiedliedes (V. 1) in naheliegender Umdeutung anwenden:

Hol' aus, schlag zu mit freudiger Kraft, Was die Faust bezwinget, der Wille schafft, Was das Schöne gestaltet, das Leben verkärt, Ist der Arbeit zum Heile, zum Segen gewährt! Schlag zu, schlag zu!



Barmherzigkeit üben, armt nie.

Mit einem gerüttelten und geschüttelten Maß vergilt der Herr, wenn du barmherzig bist.

Gott läßt sich an Großmuth von Menschen nie übertreffen.

In unserer heiligen katholischen Kirche lieben wir Jesum Christum selbst, ihren Stifter, ihren Bräutigam, den Urquell all' der unendlichen Segnungen, die uns durch ihre Mutterhand gespendet werden!

Die Kirche ist für die Religion das, was der Leib für die Seele ist.

Die Betrachtung ist für die Seele, was das Feuer für das Eisen ist, sagt der hl. Liguori.

Thomas von Kempen sagt: „Dies sei unsere vornehmste Beschäftigung, daß wir das Leben Jesu betrachten.“ Und jetzt ist die Zeit, daß man namentlich des Leidens und Sterbens des lieben Heilandes gedenkt und oft den Blick auf das Bild der schmerzhaften Mutter richtet.

Lerne von Joseph.

Willst du lernen, Jesum lieben,
Lieben Ihn, nur Ihn allein?
O, so kehre doch im trauten
Kleinen Hause Joseph's ein!

Nicht der Erde feile Schätze
Zieren es mit eitlen Tand,
Doch der Heiland wohnt darinnen
In der Jungfrau-Mutter Hand.

Und in diesem Heiligthume,
Seinem Gotte immer nah,
Lebte eines Cherub Leben
Joseph voller Frieden da.

Keine Sorge, keine Mühe
Kamte er, noch Angst und Leid:
Jesum lieben, war sein Sinn,
Seiner Seele Seligkeit!

Willst du lernen, Jesu dienen
Dienen Ihm recht treu und rein?
Wandle doch auf Joseph's Pfade,
Strebe, ähnlich ihm zu sein!

Von des Morgens goldnem Prangen
Bis zur stillen Sternen-Wacht,
War er einzig auf des Höchsten
Und Mariens Ehr' bedacht.

Nicht der Haß der Bösen beugte
Seines Glaubens starken Muth,
Auch verdorrte nicht der Hoffnung
Blume in der Wüste Gluth.

Weltbergessen war sein Sinn,
Gott sein Auge zugetehrt,
Wie von eines Seraph's Eifer
Ward das Herze ihm verzehrt.

Willst du lernen, Jesum lieben,
Jesu dienen, Ihm dich weih'n?—
Lern' von Joseph fromm-bescheiden,
Hohen Muth's, gerecht zu sein;

Schließ' in deines Herzens arme
Krippe deinen Heiland ein,
Und dein Haus ist, wie im Tempel
Eines Tabernakels Schrein!

W. Keilmann

Dem Musikalientisch.

Von Rev. Ludwig Bonvin, S. J.

Aus dem Schwann'schen Verlag (Düsseldorf) liegen folgende Werke zur Besprechung vor:

I. P. Viel. Op. 84. Zwölf Weihnachtslieder für zwei Kinderstimmen mit Begleitung der Orgel oder des Harmoniums, Partitur und Separatstimmen. Für dieses Kirchenjahr post festum kommend möchte diese Rezension dennoch zur Empfehlung dieser einfachen aber schönen dreistimmigen Weihnachtslieder beitragen. In einigen derselben weht ein wirklich poetischer Hauch: ein nicht oft zu begrüßendes Phänomen in gegenwärtigen kirchenmusikalischen Zeitaltern. Als besonders lieblich und „weihnachtlich“ ist No. 4 zu bezeichnen.

II. *Sofiana!* Sammlung zwei- und dreistimmiger Kirchenlieder für Kinderchor. Zum Gebrauche bei den Festen des kath. Kirchenjahres. Herausgegeben von Jacob Blied. Op. 10. Dritte vermehrte Auflage bearbeitet von August Wiltberger.—Ein ganz praktisches Büchlein für dreistimmigen Kinder- oder Frauenchor bestimmt, aber auch durch Männerstimmen ausführbar; nur wird in letzterwähnter Beziehung eine Transposition um einen halben oder ganzen Ton höher öfters zu empfehlen sein. Die Sammlung enthält in gut klingender, leichter Bearbeitung bekannte deutsche Volksweisen und einige ebenfalls im Volkston gehaltene Originalbeiträge der beider Herausgeber. Das Nöthigwerden einer dritten Auflage spricht für die Brauchbarkeit des Werkes.

III. Aug. Wiltberger. Op. 70. Die Heilige Agnes. Kantate für Sopran- und Alt-Solo,

dreistimmigen Frauenchor mit Klavier- und Harmoniumbegleitung nebst verbindendem Text und lebenden Bildern.

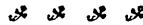
Die Musik ist anspruchslos und im Ganzen wohlklingend und nicht unedel, aber leider einförmig in ihren rhythmischen und melodischen Contouren und in ihren Harmonienfolgen; es herrscht in derselben durchgängig der Ausdruck naiver Klage und süßer Wehmut, selbst da, wo man Freudeklänge erwartet. Inspiration und Erfindung treiben hier keinen üppigen Blüthenmuth. Es ist überhaupt gefährlich mit so einfachen Mitteln und in so leichtem Style eine 47 Seiten lange Kantate schreiben zu wollen. No. 2 ist einfach und lieblich, muß aber *con moto* genommen werden.

IV. Greg. Allegri (1590–1652). *Lamentationen* für 4stimmigen gemischten Chor, welche in der Sixtinischen Kapelle zu Rom am Charfreitag gesungen werden. Transponirt und mit Vortragszeichen versehen von Max Fiske.—Im bekann- ten würdigen Styl der „Allen“ geschrieben, bietet diese Komposition für die Gelegenheit recht Entsprechendes, wenn auch nicht gerade Hervorragendes. Für Chöre, die an Polyphonie gewöhnt sind, ist sie ziemlich leicht singbar. Der Herausgeber hat das Stück mit allen wünschenswerthen Vortragszeichen versehen; seine Bemerkung: „nicht schleppend, ziemlich bewegtes Tempo“ ist wohl zu beachten.

V. Th. Bartholomeus. Op. 3. *Missa in hon. Sancti Servatii*, für 4stimmigen Männerchor und Orgel. Partitur und Separatstimmen.—Ein ernstkirchliches Werk, von mittlerer Schwierigkeit, in welchem

Polyphonie und Homophonie, Ein- und Mehrstimmigkeit sich einander ablösen, und rhythmisches Leben und Schwung herrschen. Die Orgelbegleitung ist vielfach selbstständig, gleichsam als zweiter Chor und abwechselnd mit dem eigentlichen Sängerpaul behandelt. Durch dieses Verfahren wird sowohl die Wirkung des a capella — als des begleitenden Gesanges erzielt; es wird so einerseits Abwechslung und Vermeidung von Ermüdung der Singstimmen erreicht, andererseits aber auch vielerorts der Eindruck des zerhackten und der zu oft wie-

derkehrenden Aneinanderreihung kurzer Bruchstücke hervorgebracht: man sehnt sich mancherorts nach breiter angelegten Melodien und Satzbildungen. Am besten gefallen mir Kyrie, Benedictus und Agnus Dei, das Benedictus mit seinem zwar etwas kurzathmigen aber charakteristischeren Gosianna-Motiv, welches polyphon—imitatorisch in effektvoller und wohlklingender Weise durchgeführt wird; das Agnus Dei, das zuerst in düsterem Colorit auftretend im dritten Theil plötzlich in lieblichen, tröstlichen Melodien sich aufhellt und friedlich—sanft ausklingt.



Der große Unterschied.

Wo immer es sich um die ordnungsmäßige Beforgung der Interessen der irdischen Existenz handelt, stimmen Katholik und Protestant darin überein, daß sie ihre Pflicht thun, weil das die Ordnung des menschlichen Daseins nun einmal so und so verlangt. Von diesem Gesichtspunkte aus sind sie beide bemüht, nach bestem Wissen und Gewissen den naturgemäßen Obliegenheiten ihres Berufes nachzukommen, für die leibliche Gesundheit zu sorgen, mittheilig gegen die Armen und rechtschaffen im Handel und Wandel zu sein, höfliche Umgangsformen zu beobachten, für ein standesgemäßes Auftreten zu sorgen u. dgl. mehr. Bis hierher geht, wie bemerkt, die Uebereinstimmung. Aber jetzt kommt die Verschiedenheit. Der moderne Protestant verharret bei solcher Auffassung; jede besondere Bezugnahme auf Gott weist er zurück. Gott ist ja im Grunde nichts über die Welt Erhabenes, er ist die Welt selbst, die „Substanz aller Dinge“. der „Kern, dem alle Kraft und Fähigkeit des Willens angehört“. Darum ist der Weltdienst selber Gottesdienst; und alles, was von irgendwelchem Menschen geschieht im Hinblick auf weltliche Interessen, ist eminent göttlich. So kann ein „Aufgeklärter“ bei consequentem Denken ganz wohl dazu gelangen, die Höhe des jeweiligen Kulturzustandes eines Volkes im Verbruche von Seife, oder wenigstens in den Gesundheitsbestrebungen zu finden, und in solchen Din-

gen den höchsten Idealismus des Lebens zu erblicken. Nicht so der Katholik. Auch er thut in seinem Stande alles, was Anstand, Sitte, Gesundheit, was Stand und Ordnung des menschlichen Daseins von ihm verlangen. Aber er macht bei seinem ganzen Tagewerk, bei allen Arbeiten, wie man in katholischer Redeweise zu sagen pflegt, die „gute Meinung“. Der katholische Landmann, die katholische Dienstmagd, der Handwerker, der Geselle, der Fürst, der Gelehrte knien an jedem Morgen vor Beginn des Tagewerkes nieder; die katholische Mutter kaltet ihren Kindern die unschuldigen Händchen; auch der Kranke auf dem Schmerzenslager erinnert sich an Gottes Gegenwart und alle katholischen Herzen, die lebensfrohe Jugend und der lebensmüde Greis, Alle, Alle über die weite Erde vereinigen sich in jener Gesinnung, wie sie so einfach und so tief empfunden in dem bekannten katholischen Gebete wiederklingt:

Alles meinem Gott zu Ehren
In der Arbeit, in der Ruh';
Gottes Lob und Ehr' zu mehreren
Ich verlang', und Alles thu'.
Meinem Gott allein will geben
Leib und Seel', mein ganzes Leben;
Gieb, o Jesu, Gnad' dazu.

Das ist die katholische „gute Meinung“, die mit der Morgenröthe um die Erde zieht und das ganze Leben mit all seinen Mühen, Leiden und Freuden auf den Himmel richtet, mit Gott verbindet, und die ganze Schöpfung zum Festgesange vor dem Throne des Allerhöchsten macht.

Leben des ehrwürdigen Angelus Paoli, aus dem Orden U. L. Frau vom Berge Karmel.

Von Rev. P. Elijäus Rick, O. C. C.

Erstes Kapitel.



In einem bezaubernden Thale der Appenninen liegt, umgeben von Weinbergen, Olivenhainen und Fruchtgärten aller Art das alle Dorf Argigliano. Dasselbe gehörte früher zum Großherzogthum Toscana, und noch jetzt ist der Ort in geistiger Beziehung dem Bischofe von Luni i Sarzana unterstellt.

Von letzterer Stadt ist es dreizehn Meilen entfernt. Hier wurde am ersten September des Jahres 1642 dem Ehepaare Angelo Paoli und Santa Morelli ein Knabe geboren, der in der Taufe den Namen Francesco erhielt. Die Eltern waren gewöhnliche Leute, die sich mit ihrer großen Familie durch harte Arbeit ernährten. Obgleich arm an irdischen Gütern, ließen sie ihren acht Kindern eine sorgfällige Erziehung angedeihen, indem sie ihnen durch ihr Beispiel eine große Furcht Gottes und die Liebe zu allen Tugenden einflößten. Ubrigens war der Vater ziemlich bewandert in der Grammatik, der Philosophie und der Theologie, die er als Jüngling gelernt zu haben scheint und die er jetzt benutzte, um seinen Kindern desto besser den Samen der göttlichen Wissenschaften einzupflanzen.

Daß besonders Francesco sich die väterlichen Lehren zu Herzen nahm, kann man daraus sehen, daß er schon als Kind deutliche Merkmale späterer Heiligkeit gab. Als Knabe erhielt er schon den Titel „Vater der Armen“, unter welchem er nachher in ganz Rom bekannt werden sollte, durch seine besondere Liebe zu den Armen, und Kranken und Nothleidenden aller Art. Diese Liebe des Nächsten entsprang bei ihm einer innigen Liebe zu Gott; wie er die armen Kinder seiner Vaterstadt aufsuchte, um mit ihnen seine dürftige Nahrung zu theilen, so

sammelte er sie auch um sich und suchte ihnen die Religionswahrheiten, die er wußte, zu erklären. Ofters bewog er sie, ihre jugendlichen Spiele zu verlassen und in der Kirche dem Gebete obzuliegen. Nach dem Zeugnisse seines Pfarrers war er schon als Kind ein Muster der ganzen Gemeinde, die er durch seine Frömmigkeit und Bescheidenheit erbaute. In dieser ersten Periode seines Lebens, in welcher sich jugendliche Fehler leicht entschuldigen ließen, sah man bei ihm nur Anzeichen einer seltenen Weisheit und Bescheidenheit, gepaart mit Heiterkeit und Freude des Geistes. Schon damals zeigte er ein tiefes Pflichtgefühl, und genau und pünktlich erfüllte er alle Pflichten gegen Gott und seinen Nächsten. Seine Tugenden erbauten Alle, die ihn kannten und ließen vorhersehen, daß sein späteres Leben ganz der Ehre Gottes und dem Heile des Nächsten, besonders aber den Armen, Kranken und der Linderung jeglicher Noth geweiht sein werde.

Zweites Kapitel.

Als Francesco 18 Jahre alt geworden war, und schon seine Mutter verloren hatte, entschloß er sich, nach reiflicher Ueberlegung mit seinem Vater und seinem Seelsorger, in den geistlichen Stand einzutreten. Nachdem er die väterliche Einwilligung erhalten hatte, wurde er vom Bischof von Luni i Sarzana in den Klerus seiner Diözese aufgenommen und ihm die Tonsur und zwei der niederen Weihen erteilt. Jedoch Gott wollte ihn ganz für sich haben, indem er ihn zum Ordensstande berief. Da er stets eine besondere Liebe zu unserer lieben Frau vom Berge Karmel gehegt hatte, so bat er um Aufnahme in das Kloster der beschuhten Karmeliten, welche in dem Orte Livizzano, nur sechs Meilen von Argigliano entfernt,

eine Niederlassung hatten. Sein Bruder Thomas schloß sich ihm mit Erlaubniß des Vaters an. Am dritten Oktober 1660 fand die Einkleidung Beide statt. Thomas behielt seinen Namen bei, während Francesco den Namen Angelus annahm, zu Ehren des hl. Angelus, welcher eine Zierde des Ordens vom Berge Karmel gewesen war und zu Anfang des 13. Jahrhunderts sein Blut für den Glauben vergossen hatte. Nach einigen Tagen wurden beide Brüder nach Siena in das Noviziat der Provinz Toscana geschickt.

Hier erwarb sich Angelus durch seine Demuth, seine Bescheidenheit und seinen willigen Gehorsam, die Zuneigung der Obern und die Achtung und Bewunderung Aller, die ihn kannten. Er leuchtete Allen voran durch seine Andacht im Chor und in der Kirche, durch die Liebe, mit welcher er die Kranken pflegte, durch die Fasten und Abtötungen, die er sich auferlegte, um seinen Leib zu züchtigen. Da seine Obern sahen, wie er täglich mehr Fortschritte machte in der Tugend und im vollkommenen Leben, wurde er am 18. Dezember 1661 zur Ablegung der Gelübde zugelassen.

Hierauf wurde Angelus zum Studium der Philosophie nach Pisa gesandt. Er oblag dem Studium mit allem Eifer, vervollkommnete sich aber auch immer mehr im geistlichen Leben. Während der Erholungszeit beschäftigte er sich mit nützlichen Arbeiten, oder er zog sich in seine Zelle zurück, um zu beten, und zu betrachten und geistliche Bücher zu lesen. So bereitete er sich vor auf den Empfang der zwei übrigen niederen Weihen und der Subdiaconats- und Diaconatsweih, welche letztere er im letzten Jahre seines Aufenthaltes zu Pisa erhielt. Zum Studium der Theologie wurde er nach Verlaß von vier Jahren nach Florenz geschickt, obwohl man ihn in Pisa nur ungenügend scheidend sah, wo er, wie in Siena, Alle durch sein Tugendbeispiel erbaut hatte.

D r i t t e s K a p i t e l .

Damals war in Florenz Regens der Theologie Pater Johannes Presentado de

Bentaga, ein Spanier, ein gelehrter Mann, der wegen seiner Tugenden allgemein beliebt war. Unter diesem Meister machte Angelus außerordentliche Fortschritte nicht nur in den Wissenschaften, sondern auch in der Frömmigkeit. Und so wurde er Ende des Jahres 1666 zum Priester geweiht. Auf die Feier seines ersten heiligen Messopfers bereitete er sich mit allem Eifer vor; er fastete bei Wasser und Brod und züchtigte seinen Körper mit harten Geißelstreichungen: alle Zeit, die er von den gemeinschaftlichen Übungen erübrigen konnte, brachte er in Betrachtungen vor dem heiligsten Sacramente zu. Pater Angelus feierte seine Primiz am 7. Januar 1667, dem Tage, wo in Florenz das Fest des hl. Andreas Corsini gefeiert wird. Bei dieser ersten Messe sowohl als wiederholt später wurde er von seiner Andacht so hingerissen daß er ohnmächtig zusammensank. Auf die tägliche Feier des hl. Opfers bereitete er sich vor, indem er einen guten Teil der Nacht in Gebet und Betrachtung und körperlichen Abtötungen zubrachte; während der hl. Messe, die er immer mit der größten Sammlung feierte, sah man oft sein Antlitz strahlend und Thränen seinen Augen entströmen. Zur Dankagung schloß er sich jedesmal in seine Zelle ein, wo er dann für Niemanden zu sprechen war, da, wie er sich auszudrücken pflegte, er einer hohen Persönlichkeit, die ihn besucht habe, Dank sagen müsse.

Pater Angelus versah in Florenz das Amt eines Lectors der Theologie, sein Bruder Thomas hatte in Rom den Doctorhut erlangt und wurde gesandt, um ihm den Grad eines Bacalaureus zu überbringen. Doch in seiner Demuth lehnte der Diener Gottes diese Würde ab. Im Konvente zu Florenz that er sich besonders hervor durch seine Liebe zu den Armen und Kranken. Letzteren brachte er gelegentlich Früchte und Blumen, tröstete sie in ihren Schmerzen im Hinweiss auf das Leiden des göttlichen Heilandes und bemühte sich auf alle mögliche Weise, ihr Leiden zu lindern und ihre Heilung zu beschleunigen. Mit der größ-

ten Freude unterzog sich Pater Angelus der Aufgabe, den Kranken und Hülfbedürftigen beizustehen. Da er das Studium der Theologie beendet hatte, aber doch nicht müßig sein wollte, beschäftigte er sich damit, die Kleider der Brüder zu flicken. Während der Arbeit unterhielt sein Geist sich mit Gott in Gebet und Betrachtung, um so seine Seele vor der Sünde zu bewahren. Zu diesem Zwecke trug er auch auf bloßem Leibe eine schwere eiserne Kette, die tief in sein Fleisch einschchnitt und ihm große Schmerzen verursachte. Hierdurch gelang es ihm, die Versuchungen des Teufels zu überwinden und in seinem ganzen Leben war er so keusch und rein, daß bei dem Prozesse seiner Seligsprechung anerkannt wurde, er habe die Tugend der Keinheit im heroischen Grade be sessen.

Das Amt eines Novizenmeisters, wozu er sich ganz untauglich wähnte, nahm er nur an, als der Gehorsam ihn dazu zwang; und diese wichtige Stellung ver sah er mit der größten Umsicht und eifriger Sorgfalt. Jedoch durch seine Arbeiten, verbunden mit fortwährenden strengen Bußübungen, war seine Gesundheit zerrüttet, und auf Anrathen der Aerzte schickten die Obern ihn nach seiner Heimath Argigliano zu seinem Vater, um ihn hier die nothwendige Ruhe genießen zu lassen.

Viertes Kapitel.

Begleitet von seinem Bruder Thomas wurde Angelus von seinen Verwandten in Argigliano mit Freude empfangen. Aber Angelus, anstatt seine Gesundheit zu pflegen, benutzte seinen Aufenthalt im väterlichen Hause, um seiner Liebe zur Abtödtung desto mehr nachkommen zu können. Hier wirkte er auch zwei Wunder, die, wie alle übrigen, die noch angeführt werden, in dem Seligsprechungsprozesse registriert sind. Das erste geschah am Tage der Himmelfahrt Mariä 1674, wo sein alter Vater die ganze Verwandtschaft zu einem Festessen eingeladen hatte. Viel Volk aus der Umgegend war zum Feste nach Argigliano gekommen und da Pater Angelus viele Arme erblickte,

theilte er fast alles Brod, das sein Vater für das Fest hatte herrichten lassen, unter diese Arme, so daß sein älterer Bruder ihm einen Verweis gab. Jedoch nachdem auch die Gäste gefällig waren, blieb noch viel Brod übrig. Angelus erschien jedoch nicht beim Gastmahl, sondern blieb den ganzen Tag nüchtern und man fand ihn in seinem Zimmer in ecstatischem Gebete. Kurz darauf wurde einer seiner Brüder verwundet; er legte zerkaute Kräuter auf die Wunde und bald war dieselbe geheilt. Um sich der all gemeinen Verwunderung zu entziehen, floh er heimlich in die Einside von Minucciano, in der Nähe seiner Vaterstadt. Hier traf er einige Hirten, die ihn bewirteten, während er ihnen zum Lohn die Wahrheiten der Religion erklärte. Angelus brachte Tag und Nacht in Gebet, Betrachtung und Bußübungen zu, und jeden Morgen ging er den steilen und gefährlichen Weg hinauf zur Kirche des hl. Peregrin, welche auf der Spitze des Berges erbaut war. Unterdes sen war der Vater in großer Sorge um seinen Sohn; er ließ überall nach ihm forschen und als man nach einiger Zeit seinen Aufen thalt entdeckt hatte, ging er selbst, um seinen Sohn zu holen.

Der Diener Gottes schien den Zweck seiner Reise nach Argigliano, nämlich die Herstel lung seiner Gesundheit ganz ver gessen zu haben; im Gegentheil verschlimmerte sich sein Zustand, durch seine unablässigen Bußübungen immer mehr und mehr. Hoffend, daß er mehr Ruhe in Pistoja finden werde, ließ sein Vater ihn dorthin ziehen, wo er bei einem Onkel, der daselbst Apotheker war, Wohnung nahm. Aber auch hier ließ An gelus nicht in der Strenge gegen sich selbst nach, sondern verbrachte selbst die meiste Zeit der Nacht im Gebete zu. Er tröstete die Kranken im Hospitale, besuchte die Gefangenen im Kerker und suchte jedem Unglücklichen mit Rath und That beizuspringen. Von seinem Hausherrn erbat er sich Nahrungsmittel und Früchte, um den Armen eine Freude machen zu können. Einst sah er eine Traube im Garten des

Hausherrn und sogleich bat er diesen, ihm die köstliche Frucht für seine Kranken zu überlassen. Doch er schlug sie ihm ab, da sie noch nicht reif sei; der Heilige aber sagte „Der Herr wird sie reifen und sich hundert-

fältig vermehren lassen.“ Diese Vorherjagung erfüllte sich; die Kranken erquickten sich an der köstlichen Traube, und niemals zuvor hatten die Weinstöcke eine so reichliche Ernte gebracht, wie in diesem Jahre.

(Fortsetzung folgt.)



Dom Büchertisch.

„Palla Zoä“, ein lyrisches Epos von Wilhelm Keilmann, in mehrfarbigem eleganten Original-Salonband, Preis \$1.50 zu beziehen von B. Herder, 17 South Broadway, St. Louis, Mo.

Aus dem Herder'schen Verlage ging uns zu die Januar-Ammmer der Monatschrift „Die katholischen Missionen.“

Aus dem Verlage von Friedrich Puftet:

„Das Märzenvelchen“, ein Gebet- und Betrachtungsbuch zu Ehren des heiligen Joseph von Ludwig Gemminger. Allen frommen Verehrern des hl. Joseph, besonders jetzt, in passendster Zeit, zur Beschaffung empfohlen. Das hübsch gebundene, nahezu 500 Seiten starke Buch, kostet 60 Cents.

„Marienblüthen“ oder Betrachtungen und Gebete der hohen Himmelskönigin Maria zur Feier der Mai-Andacht geweiht von Georg Ott. Ein herrliches Erbauungsbuch, ganz nett ausgestattet, 400 Seiten stark; Preis 75 Cents.

„Besuchungen des hl. Joseph für jeden Tag des Monats, von einer geistlichen Tochter der hl. Theresia, 28 Seiten stark, broschürt.

Im Verlage von B. Herder in St. Louis erschien „Der Glaube“, Katechetische Predigten von Wilhelm Becker, Priester der Gesellschaft Jesu.

Der Hochw. Herr Verfasser hat sich bereits durch seine früheren Publikationen, I. „Die christliche Erziehung oder Pflichten


der Eltern;“ II. „Die Pflichten der Kinder und der christlichen Jugend“ namhaft gemacht. Sein neuestes Werk schließt sich den früheren würdig an durch Präcision des Ausdruckes, Klarheit der Sprache, Tiefe der Gedanken und Fülle der Gelehrsamkeit, mit welcher er den Gegenstand beherrscht. In seinem Vorworte spricht er sich folgendermaßen aus:

„Eine vielfährige Thätigkeit auf Missionen, in der gewöhnlichen Seelsorge, in Katechese und im Unterricht von Convertiten, veranlaßte mich oft, nach Hilfsmitteln mich umzuschauen und zu suchen, welche das Nothwendige und Nützliche, verschieden je nach Verschiedenheit von Ort, Zeit und Personen, in möglichst kurzer und allgemein verständlicher Form, sei es zum Selbstunterricht, sei es zur nützlichen Lesung für andere, bieten würden. Eine solche Umschau ist meistens, auch wenn die nothwendigen Bücher zur Hand sind, sehr zeitraubend, und Ueberfluß an Zeit hat ein eifriger Priester niemals. Ich dachte dann oft an das Wort eines erfahrenen Mitbruders: Es fehlt uns an Katechismus! Der Katechismus ist und muß sein das tägliche Brod der kleinen und der großen Kinder Gottes. Von diesem Gedanken geleitet, suchte ich in den vielen Predigten, welche ich zu verschiedenen Zeiten und an verschiedenen Orten, bald mehr vereinzelt, bald längere Zeit hindurch und im Zusammenhange, zu halten hatte, mich so einfach und so eng als nur möglich an den Katechismus anzuschließen.“

Diese neue Erscheinung im Büchermarkte sei den Hochw. Geistlichen Herren aufs Wärmste empfohlen.

Die Mutter Gottes und unsere Zeit.

Von Rev. Dr. G. H. Braun.

oseph Ritter von Führich, der berühmte Wiener Historienmaler, (geb. 1800, starb 1876) hat einen jünreichen Carton—ein Doppelbild unserer Zeit—entworfen, dem man mit Recht die Ueberschrift geben könnte: „Die Muttergottes von der immerwährenden Hilfe und das 19. Jahrhundert.“ Der ausgezeichnete Maler schloß sich im Jahre 1829 in Rom an Overbeck an und wählte fast ausschließlich biblische und kirchliche Objekte für seine Werke. Hauptsächlich lieferte er cyklische Zeichnungen für Stich und Holzschnitt. Von seinen Delgemälden wird am meisten gerühmt: Maria auf dem Gebirge wandernd; von seinen Frescomalereien die Entwürfe zu dem Kreuzeswege auf dem Lorenzberg zu Prag, die Stationen der Johanniskirche zu Wien. Zu seinen besten cyklischen Zeichnungen rechnet man „Die geistige Rose“, „Der verlorene Sohn“, „Der Pfalter“, „Das Vaterunser“. Seine Zeichnungen zu Thomas a Kempis zeigen hin auf ein tief frommes Gemüth und einen kindlich-frommen Sinn. In seinem Entwurfe „Die Mutter Gottes und unser Jahrhundert“ beweist er ein tiefes Verständniß der socialen Frage unserer Zeit, dieser weltbewegenden und die menschliche Gesellschaft in ihrem Grundwesen erschütternden Frage unseres Jahrhunderts. Dieses Doppelbild stellt Maria dar in jungfräulicher Milde und Hoheit, mit Ernst und Wehmuth in ihren Zügen, wie sie in majestätischer Ruhe ihre schützenden Hände über die drei Repräsentanten der christlichen Gesellschaft—Familie, Staat und Kirche—ausbreitet. Diese drei Grundsäulen, personificirt durch den christlichen Vater, durch die tiefbetrübte Wittve (Familie), durch

den mit gesenktem Haupte zu den Füßen Mariens knieenden Kaiser (Staat), durch den Papst, Priester, Ordensmann und Nonne (die betende und die hoffende Kirche), bilden den Theil des Doppelbildes, den man als „Lösung der socialen Frage“ bezeichnen könnte. Unwillkürlich wird man an die Encyclika unjers glorreich regierenden hl. Vaters, des Papstes Leo XIII., über die Arbeiterfrage erinnert. Die Worte „Bittte für uns“ verkünden uns die frohe Botschaft des Reiches Gottes und die sicher zu erwartende Hilfe vom Himmel: Per Mariam ad Jesum. Jesus ist Vermittler zwischen Gott und den Menschen. Maria, die Mittelperson zwischen den Menschen und dem Gottmenschen Jesus Christus.

„Rückwärts, rückwärts, stolze Welt!
Fühl betroffen von der Sprache,
Lenk' dein stolzes Roß, die Freiheit,
Lenk' es rückwärts, stolze Welt.“

Bischof Gajner von Mainz jagte einst: „Unsere Zeit liebt es nicht, wenn man ihr zuruft: Zurück!“ Sie kennt nur den Ruf: „Vorwärts!“ Aber es ist doch so, rückwärts müssen wir, wenn wir auf festen Boden kommen wollen.“

Nicht vorwärts in den dräuenden Abgrund, auch nicht mit Bibel (Protestantismus) und Constitution (Amerikanismus), sondern mit hoffendem Blicke und in betender Gesinnung rückwärts zu den befestigenden Lehren des von der reinsten Jungfrau Maria geborenen Gottmenschen, das lehrt uns dieser Theil des Bildes.

Der andere Theil des Bildes bringt uns den Inhalt der socialen Frage, den modernen antichristlichen Weltgeist, die atheistisch-materialistische Weltanschauung, das Verderbniß der Zeit—versi in deteriora mores, sagt die Encyclika „Rerum

novarum" vom Jahre 1891. Zu der einen Seite der Mutter Gottes erblickten wir in allegorischen Figuren die Corruption des Geistes, zur andern die Corruption des Lebens, die Zügellosigkeit des Geistes in dem revolutionären Zuge der Zeit und die Zügellosigkeit des Fleisches in der entnervenden Sinnenlust, in der sittlichen Versunkenheit unserer Tage. Ist „die Emancipation des Fleisches“ nicht das Schlagwort und Lösungswort des Jahrhunderts, ist die Lüsterlichkeit, die Lockerung des Ehebandes nicht traurige Wirklichkeit! Hinter der Gruppe steht der Begleiter des gefallenen Menschengeschlechtes als alleiniger Gebieter, der unerbittliche Würgengel—der Tod. Ihm kann keiner entgehen: der Tod ist der alles verschlingende Tyrann.

Nun zum Einzelnen.

a) Der Inhalt der sozialen Frage.

I. Die Corruption des Geistes.

Dort sehen wir die vier allegorischen Figuren, wie der moderne antichristliche Weltgeist aus den edelsten von Gott verliehenen Gaben—Freiheit, Glaube, Hoffnung und Liebe—Unholde zum Verderben der Menschheit geschaffen.

1) Da steht der Irrelehrer,
mit der Bibel in der Hand,
geht er durch's ganze Land
und drückt den Glauben an die Wand.

Er proklamirt das „Princip der freien Forschung“ und wirft damit den Zündstoff für eine aller Autorität feindliche Geistesrichtung in die Welt. Auf Gedankenfreiheit und Kultusfreiheit, auf religiöse Freiheit folgte im Laufe der Zeit der politische Ruf „Freiheit“, ihm folgte auf ökonomischem Gebiete das Princip der freien Concurrenz mit Handelsfreiheit, Gewerbefreiheit, Freizügigkeit. Und nun kam die Bescheerung: der sociale Weltkarren steckt im Dreck. Man vergleiche hiermit den ersten Satz der Arbeiter-Encyclika. Was hat uns die „Rerum novarum cupido“ gebracht?

„Um den Menschen wahnsinnig zu

machen,“ schreibt P. Franks, S.J., bei der Besprechung der religiösen, politischen und socialen Irthümer unserer Zeit, „genügt jede Leidenschaft, deren Flamme im Herzen etwas heftig auflodert; aber eine ganz außerordentliche Gewalt hat die mißverestandene Freiheitsliebe, denn sie ist die Bedingung zum Ausbruch jeder andern Leidenschaft.“

Der Irrelehrer mit der Bibel in der Hand. Ist doch, sagt der selige Paderborner Bischof Conrad Martin, die heilige Schrift ein uner schöpfflicher Schatz; ein jeder findet, was er sucht; sie ist ein Dictionär aller Sprachen; jeder kann sie reden lassen, wie es ihm gefällt!

Die freie individuelle Forschung, schreibt der Philosoph des Positivismus, August Comte, ist das Fundamentaldogma des Protestantismus, aus welchem sich alle übrigen wesentlichen Lehrensätze der revolutionären Philosophie ableiten lassen. „Die Revolution von 1789 ist die politische Consequenz der Reformation“, sagt der protestantische Rechtsphilosoph Ahrens.

Hören wir den Papst Leo XIII., der in seiner Encyclika über die politische Gewalt vom 29. Juni 1881 die sog. Reformation als die Quelle der Revolution hinstellt. In Betreff des Einflusses der Reformation auf die revolutionären Erscheinungen in Theorie und Praxis der folgenden Jahrhunderte bis zur Gegenwart äußert sich der Papst also: „Auf die sog. Reformation, deren Förderer und Führer die geistliche und weltliche Gewalt von Grund aus angreifen, sind plötzliche Aufstände und höchst verwegene Empörungen, namentlich in Deutschland gefolgt, und so sehr wüthete der Bürgerkrieg mit Feuer und Schwert, daß fast kein Ort von Drangsalen und Blutvergießen verschont blieb. Aus dieser Häresie gingen auch im vorigen Jahrhundert hervor die fälschlich sog. Philosophie, das sog. moderne Recht, die Volkssouveränität und eine maßlose Zügellosigkeit, welche sehr viele für die eigentliche Freiheit halten. Von da war nur

noch ein Schritt zu der Pest des Communismus, des Socialismus, des Nihilismus, jenen schrecklichen Mißgeburten oder vielmehr Todesboten der bürgerlichen Gesellschaft.' Der Papst, welcher in obengenanntem Rundschreiben die katholische Lehre von der weltlichen Obrigkeit in großen Zügen den Völkern darlegt, huldigt sicherlich der Neuerungssucht nicht, die manche anzupreisen nicht ermüden. Auch will er, der Friedensfürst, dessen Friedensliebe hinreichend bekannt ist, den heutigen Protestanten nicht den Vorwurf revolutionärer Grundsätze und Tendenzen machen, er verfolgt lediglich nur irdische Ziele, ihm gilt es sine ira et studio nur, dem innern Zusammenhang nachzuforschen, in welchem die modernen Theorien von der politischen Gewalt und verwandte Ideen mit den in der Reformation zum Durchbruch gekommenen Prinzipien stehen. Sagt doch selbst Dr. Rudolph Mayer, ein konservativer Protestant: „Ich habe mich durch eingehende sociale Studien überzeugt, daß wir ohne die Kirchenspaltung die socialen Fragen in ihrer heutigen staatenzerstörenden Gewalt nicht haben würden. Auch Rogers, Professor der politischen Ökonomie zu Oxford, ein Anglikaner, gesteht, daß die Pauperisirung der Volksmassen durch die Reformation entstanden sei.“ Diese unlängbare historische Wahrheit hatte vor ihm schon Cobbet nachdrücklichst anerkannt. „Die sog. Reformation hat die englische Nation geschwächt und arm gemacht, sie hat das Volk verdorben und entwürdigt, das in früheren Zeiten so glückliche Volk ward eine Nation von zerlumpten Wichtern.“

2) Die zweite allegorische Figur der „Corruption des Geistes“ repräsentirt die falsche Philosophie unserer Jahrhundert's. Sie untergräbt durch den Geist der Verwirrung den „Glauben unserer Väter“ und vernichtet an Stelle dessen den „Tempel“ der Vernunft.“

Vor uns steht der Philosoph. Mit frechem Hohne zerbricht er das Kreuz. Die

Worte, des gottseligen Thomas a Kempis: „Im Kreuze ist Heil, im Kreuze ist Leben, im Kreuze ist Schutz vor den Feinden, im Kreuze ist Stärke des Gemüthes, im Kreuze ist Geistesfreude, im Kreuze ist höchste Tugend, im Kreuze ist vollendete Heiligung zu finden“—sollen nicht mehr gelten. Ecrazez l'infame—Untergrabung der Religion, zerquetsche die Infame—war der salanische Losungskruf der Encyclopädisten—Voltaire, Rousseau, Diderot, D'Alambert, Helvetius u. s. w., dieser Vorläufer der französischen Revolution.

Der berühmte italienische Franziskaner-Pater Agostino von Montefeltre sagt in seiner Predigt über die „arbeitende Klasse“ über die Freunde des Arbeiters: „Jetzt erscheint der Philosoph; er spricht von der Pflicht, von der natürlichen Religion. Es ist Jules Simon, der den Arbeiter zu trösten sucht; in der That spiegelt sich Wohlwollen in seinen Zügen wieder, wenn er zu dem Sohne des Volkes sagt: „Dein Loos ist gewiß ein trauriges; ich bemitleide dich, dein Loos ist kein schönes. Aber, was willst du? Es kann dir niemand helfen. Als du noch ein Kind warest, da fandest du Trost im Gebete, in der Hingabe an Gott; allein dies war ein Irrthum, Gott ist zu weit entfernt, als daß er dich hören könnte; und dann kann er auch nichts zu deinem Vortheile thun, weil deine Lage nun einmal das Resultat der allgemeinen Geseze ist, die den Lauf der Welt regeln, und niemand kann an diese Geseze rühren, ohne Unordnung in das Weltall zu bringen.“

Die traurige Denkweise des Philosophen! Statt der armen Menschheit „Brod“ zu geben, gibt er ihr einen „Stein“. Der Philosoph nimmt dem Menschen das große Gut des Glaubens.

3) Der dritte Geistes-Verderber ist die Selbstsucht. Wir erblicken den herzlosen Kapitalisten (seelenlose Monopol, die Geldgier)—eine grimme Gestalt. Er durchsticht mit der Lanze ein Herz. Seit den Tagen des großen schottischen Nationalökonomten Adam

Smith hat das Gesetz des persönlichen Interesses viel Unheil gestiftet, die Geister corrumpt. Freilich, wenn alles sich nach der bloßen Sorge für das Mein und Dein regeln muß, nach dem alleinigen Rechte und der alleinigen Macht der individuellen Freiheit unter dem Gesetze einer engen und unerbilllichen Gerechtigkeit, dann stehen sich die Menschen *freind und gegenseitig* gegenüber, dann gilt das „Recht der Stärke.“ Der Stärkere unterjocht den Schwachen und macht ihn zu seinem Werkzeuge (*manicipium*), zum Sklaven. Die Lohnsklaven der Zeit sind hinreichend Beweis.

In einem solchen System ist natürlich für die Liebe keinerlei Raum mehr. Man sieht hier, sagt Perin, schon den der Revolution eigenthümlichen Charakter, der wesentlich utilitarisch und individualistisch ist. Eine solche auf dem Principe des persönlichen Interesses beruhende Nützlichkeitsmoral wird und kann der Gesellschaft nie die Macht der Erhebung zum Guten einflößen, welche die Quelle alles Fortschrittes ist. Die Selbstsucht hat mit ihrem Pesthauche die Atmosphäre des Lebens vergiftet. Wenn der Glaube gewichen und die Liebe erdödet, dann sociale Noth und Elend, dann ist das herzlose Wort des Monopolisten „*the public be damned*“ begreiflich, dann gehen materieller Fortschritt und moralischer Rückschritt zusammen.

Die riesenhafte Monopolbildung unserer Tage läßt sehr viel Böses ahnen. Wenn an Stelle der Liebe, die ohne Opfer nicht bestehen kann, das persönliche Interesse tritt, dann wehe der Menschheit.

Alle Schuld rächt sich auf Erden!

J. M. Hägele schreibt in seiner Broschüre: „die Revolution und die moderne Gesellschaft“: „Wir sind so ziemlich in eine Welt hineingerathen, welche dem Betrug, Wucher und Diebstahl *mittelbar* gesetzliche Caution angebeihen läßt . . . Die Verfälschung der nothwendigsten Lebensmittel, das allgemeine Mißtrauen und die Herzlosigkeit in Geldangelegenhei-

ten, Uebervortheilung Betrug und Wucher jeder ersinnbaren Art im Handel und Wandel—es sind Zeichen der Zeit, und gleichfalls ein Zeichen der Zeit ist die wachsende Geldgier, Genußsucht und Anzujriedenheit der unteren Volksklassen. Das Goldene Kalb steht als Hauptgotttheit auf dem Altare des revolutionären Zeitalters und die Frucht? Nun, diese entspricht genau der Art und Weise, in welcher der Lügner von Anbeginn seine schönen Verheißungen stets erfüllt: wachsender „Nationalreichtum“ in den Händen der „oberen Zehntausende“ einerseits, unrettbares Verschwinden des Mittelstandes, grauenerregende Verarmung und Sittenverwilderung der Massen andererseits. Je blühender die Großindustrie, desto allseitiger, unermesslicher und gefährlicher der das Volkseleud. Diese unlängbare Thatsache allein schon könnte denkenden Menschen genügen, um über das Fabrikwesen der Gegenwart ernstlich nachzudenken. Nirgend herrscht unumchränkter der Gegensatz der christlichen Nächstenliebe, Gerechtigkeit und Billigkeit, nämlich die *it arre Selbstsucht*, als in unseren Großgeschäften und Industriepalästen. Man kann die Bestrebungen der Arbeiterwelt mehrfach mißbilligen; man muß zurückschauern vor der diabolischen Begeisterung, womit besonders die „Internationalen“ nicht bloß der Kapital- und Industriewirtschaft mit ihrer weißen Sklaverei den Krieg erklären, sondern unserm Herrgott selber, der katholischen Kirche und dem Privatgeizthum.“

Zu den Feinden der Arbeiter rechnet der obengenannte P. Agostino, jene materialistischen Arbeitgeber jene herzlosen Industriellen die anstatt im Arbeiter einen Mitbruder zu sehen, in ihm nur ein Werkzeug der Produktion erblicken, die, anstatt den Arbeiter als ein Geschöpf zu betrachten, gemacht zu Ehre Gottes, ihn nur für eine Maschine aus Fleisch und Knochen halten, zur Bereicherung der Menschen erfunden; die sich des armen Arbeiters als ihres Sklaven bedienen, die sich von seinem Schweiß, von seinem Blute nähren und dann seinem Schicksale überlassen.“

(Schluß folgt.)

Der Judenknaube von Prag.

I.

Wie der Kleine Abele ein
Christ werden will.



Gott, dem Allbarmherzigen, sei Dank und Preis: nun ist alles zu einem glücklichen Ende gediehen, wie Er es von aller Ewigkeit her theils vorherbestimmt, theils zuzulassen beschlossen hat! Heute sah ich den lieben Knaben noch einmal, und es sind mir dabei die hellen Thränen in meinen weißen Bart gerollt; nun werde ich ihn nicht mehr schauen, bis der Herr zum Gerichte kommt. Wie wird er in himmlischer Schönheit zur Rechten Christi strahlen! Wenn ich armer Sünder dann im Angesichte von Himmel und Erde zittere und zage, mag er wohl bei meinem Richter ein huldreiches Wort für mich einlegen. Ja, er und die liebe Mutter Gottes, die alles so wohl gelenkt und gewendet hat, und der zu Ehren ich nun in der Einfalt meines Herzens aufzeichnen will, was sich in diesen letzten Wochen hier in Prag begeben.

Es ist mir jetzt noch frisch in der Erinnerung und mag vielleicht in späteren Zeiten etwas zum Lobe Mariä beitragen, wofür meine himmlische Herrin dieses einfältige Geschreibsel segnen will. Worte, insbesondere geschriebene, sind überhaupt den Samenkörnern ähnlich, welche der Wind hin und her verweht, daß nach vielen Jahren noch an fremden Orten die Blumen aufkühlen, wie mir letzten Sommer, ich weiß nicht von wannen, ein tiefrothes Blutströpflein ausproßte, und ich habe es gepflückt und der lieben schmerzhaften Mutter zum Sträußlein gewunden.

Ja das Blutströpflein! Ob es nicht doch eine geheime Bedeutung hatte, wie damals der Bruder Amibert meinte?

Und so fange ich, P. Sebalbus, O. C., denn in Gottes Namen an und will alles in der Weise aufschreiben, wie ich es entweder

selber erlebte, oder von glaubwürdigen Leuten nachher gehört habe.

Heute, im Jahre des Herrn 1701, da die Christenheit das große Jubiläum feiert, welches der nun schon in Gott ruhende Heilige Vater Innocenz XII. verkündete, da sein glorreicher Nachfolger Clemens, dieses Namens der elfte, an Christi Statt die katholische Kirche leitet, da Leopold I. die römische Kaiserkrone trägt, da Johann Joseph, aus dem Grafengeschlechte der Bremer, Erzbischof von Prag ist und hier in unserem armen Kapuzinerklosterlein auf dem Grabstein P. Honorius in Milde und Strenge als Guardian waltet—hat sich die Begebenheit mit dem jungen Abele zugetragen.

Es war im Märzmonat und in der heiligen Fastenzeit—des Tages kann ich mich nicht mehr gena.: entsinnen; doch mag es nicht viel früher oder später als Oculi gewesen sein—, da ging ich eines Nachmittags in unserm Klostergärtlein spazieren und freute mich der warmen Sonne und des anbrechenden Frühlings. Erst sahente ich nach meinen Blumen. Die Schneeglöcklein waren schon nahezu vorüber; die goldigen Schlüsselblumen aber standen in vollem Flor, und unter dem alten Birnbaume blühten die ersten Veilchen, die lieben, duftigen Fastenblümlein. Dann räumte ich an den kleinen Eckbeetchen das dürre Laub beiseite, und siehe, da lugten die ersten Crocus-Blumen aus dem Sande hervor, kräftig gelb und zart lila, daß ich meine Freude hatte. Konnte es mir auch nicht versagen und rief den Bruder Amibert herbei, um ihm die Blumen zu zeigen; denn ich hatte die Zwiebeln erst letzten Herbst von meinem geistlichen Bruder aus Regensburg erhalten.

Bei diesem Anlasse haben wir alte Knaben und sogar in der heiligen Fastenzeit, uns gegen das Silentium verkehrt; der P. Guardian merkte es aber alsbald, öffnete

das Fensterlein seiner Zelle und dictirte uns eine Bönitz, welche ich denselben Abend noch mit dem Beistande Gottes im Refektor verriehlet habe.

Wir nun ließen die Köpfe hängen und gingen unserer Wege. Ganz unten im Garten längs der Mauer ist ein stiller Pfad, an dessen Ende sich ein kleines Heiligenhäuschen mit einem Bildnisse der schmerzhaften Mutter befindet. Dahin trug ich die erste offene Crocusblume zusammt ein paar Veilchen meiner lieben Mutter zum Gruße und wandelte dann auf und ab, den armen Seelen einen Rosenkranz belend, bis mich das Glöcklein zur Besper rief.

Nicht manches Geseychen hatte ich gebetet, da kam Bruder Kunibert und meldete: „P. Sebalde, es steht ein Judenknabe an der Pforte, der mit einem Kapuzinerpater reden will. Kommet also und höret, weissen sein Begehr sei.“

Fast ein bißchen ungeduldig fragte ich: „Hat vielleicht P. Guardian bestimmt, daß ich mich mit diesem Judenknaben abgebe? Ansonst wir in dieser Jubiläumzeit mit den Christenleuten Arbeit genug haben.“

„Ei, ei, P. Sebalde,“ meinte der Bruder Pförtner darauf, „es will mich dünken, daß Ihr in dieser Stunde mehr der Erholung als der Arbeit pfleget. Im übrigen wißet, daß P. Guardian im Reichstuhl ist, Pater Operarius zu einem Kranken ging und somit Ihr nach aller Ordnung der Nächste seid den ich zur Pforte zu rufen habe.“

Das war nun alles recht: doch gefiel mir der liebe Sonnenschein im Garten besser, als die düstere Pförtnerstube. Sagte also zum Bruder Kunibert, er möge den Judenknaben zu mir herausbringen, und er that meinen Willen.

Bald kam der Knabe. Ich konnte mich nicht genug über sein edles, bescheidenes Wesen verwundern, und hätte ich niemals bei einem Kinde des verstoßenen Volkes so viel Anstand und Sittsamkeit gesucht. Wie er mich sah, rücte er alsbald das Sammt-Barett von seinen schwarzen Locken, richtete sein dunkles Auge fast schüchtern auf mich,

dann sagte er in wohlkautender Sprache: „Das ist gut, mein hochwürdiger Vater, das hat der Herr wohl gefügt, daß ich gerade Euch treffe. Es war mein Wunsch, aber ich kannte Euern Namen nicht.“

Und woher kennst du mich denn?“ fragte ich verwundert.

„Der Küster zu Sanct Veit ist mir hold und läßt mich zuweilen heimlich in die Kirche schlüpfen. So hörte ich neulich Eure Predigt auf Lichtmeß, und was Ihr damals von der Jungfrau aus dem Hause Davids sagtet, hat mir baß gefallen. Auch ich bin aus dem Stamme Juda, so unsere Ueberlieferungen nicht trügen.“

„Armes Kind,“ sagte ich traurig, „das Scepter ist von Juda gewichen, weil Israel seinen Tag nicht erkannte, an welchem es sein Heiland, wie eine Henne ihre Küchlein, um sich sammeln wollte!“

Bei diesen Worten, welche ich eigentlich viel mehr für mich als für ihn gesprochen, schaute mich der Knabe gleichwohl gar ernst und verständnißvoll an und antwortete: „Ich weiß es: unsere Väter haben gesündigt; sie haben den gottverheißenen Messias ermordet, sie haben gerufen: ‚Sein Blut komme über uns und unsere Kinder‘, und siehe—es ist über uns gekommen! Wir irren umher von Land zu Land, unstat wie Kain, der seinen Bruder Abel erschlug; aber der Herr wird sich dereinst unser erbarmen und die Reste Israels retten—und“, fügte er bei, derweil eine Thräne in sein Auge trat, „h a j j e n sollten uns darum die Christen nicht.“

Männiglich kann sich denken, wie sehr ich über diese unerwarteten Worte aus dem Munde eines Judenknaben staunte. Ich gab ihm gänzlich darin Recht, daß kein Christ einen Juden haßen dürfe, den Worten Christi gemäß: „Liebet eure Feinde“, und fragte ihn sodann höflich verwundert, ob er denn, was ich aus seinen Worten sicher annehmen müße, glaube, daß Jesus von Nazareth der gottverheißene Messias sei, und er erwiderte, fromm die Hände über die Brust kreuzend: „Ich glaube es und bin entschlossen ein Christ zu werden.“

„Und wie kamst du zu diesem befestigenden Glauben?“ forschte ich weiter.

„Maria, die Mutter Christi hat mich geheißt.“

Ich traute meinen alten Ohren nicht und ließ ihn die Antwort abermals wiederholen, und nochmals sagte er mit derselben überzeugenden Einsicht: „Maria, die Mutter Gottes.“ Daß der Knabe mich nicht belügen wollte, dafür würde ich des Todes sterben; ich meinte also, es habe ihm geträumt. Er aber bestand darauf, es sei kein Traum gewesen, und jagte: „Maria, die auf der großen Säule des Marktplazes steht, hat es mich geheißt.“

Auf meine Frage erzählte er dann ausführlicher wie folgt: Es habe ihm einmal, da er noch ein zartes Knäblein war, eine christliche Magd von der heiligen Jungfrau erzählt, wie die Christen sie ihre Mutter nennen dürfen, und wie ihm das so gut gefallen, auch eine Mutter im Himmel zu haben. „Seitdem habe ich oftmals traurig in der Ferne gestanden, wenn meine christlichen Spielgenossen sich vor dem Bilde der Mutter Gottes hinknieten; habe meine Mühe abgenommen und auch mich der himmlischen Frau empfohlen. Nun geschah es letzten Dienstag Nachmittags, daß ich mit vielen Schülern der Jesuiten auf dem Plage des Federpieles pflog, und da wir recht in der Hitze des Spieles waren, erscholl das Ave-Läuten. Als bald stellten meine Kameraden das Spiel ein, schaarten sich um die hohe Mariensäule und sprachen niederknieend ihr Gebet. Da weiß ich nicht, wie mir wurde; plötzlich kniete ich, wie von unsichtbaren Händen gezogen, zu den übrigen nieder, und da ich das Gebet, welches sie sprachen, nicht kannte, sagte ich das einzige Wort: „O du mächtige Tochter unseres Volkes, sei auch meine Mutter!“ Und siehe, kaum hatte ich in dieser Weise in meinem Herzen geseht, so antwortete mir Maria: „Werde ein Christ, und ich will deine Mutter sein.““

„Das hat die heilige Jungfrau mit lauter Stimme dir zugerufen?“ fragte ich.

„Ich habe es deutlich gehört“, antwortete er.

„Und auch deine Spielkameraden haben es gehört?“

„Ich weiß es nicht: aber ich habe es so deutlich gehört, wie ich jetzt eure Worte vernehme, mein Vater. Und seit der Stunde drängen mich meine Kameraden, ich müsse ein Christ werden, und noch mehr als sie drängt mich eine Stimme in meiner Brust ohne Unterlaß und sagt mir: Verlasse das Haus deines Vaters und werde ein Christ!“

Ob nun das Bild auf dem Marktplatz wirklich geredet habe, wie das bei anderen Gnadenbildern glaubwürdiger Weise geschehen ist, oder ob die liebe Mutter Gottes bloß innerlich zu dem Herzen des Knaben sprach, will ich dermalen nicht entscheiden. So viel ist gewiß und war mir von Stund' an klar, daß die göttliche Gnade in ungewöhnlicher Art diese arme, noch nicht mit dem Taufkleide gezierte Seele an sich zog. Beschloß auch sofort, mich des Knaben anzunehmen, wosern unser P. Guaradian, mit dem ich in so wichtiger Angelegenheit erst Rücksprache nehmen mußte, damit einverstanden wäre, möchte daraus für mich entstehen, was da wollte, und obwohl ich mich erinnerte, daß schon mehr als ein Ordensbruder dem Hass der rachsüchtigen Juden mit Blut und Leben zum Opfer fiel.

Da kam es mir in den Sinn, daß ich ihn noch nicht nach seinem Namen und seiner Sippe gefragt hatte, was ich doch billig zu Anfang hätte thun sollen. Holte also schleunig mein Veräumnis nach und erfuhr nun zu meinem nicht geringen Schrecken, daß der Knabe der einzige Sohn des alten Abel Ubele sei und soeben das zwölfte Jahr vollendet habe. Ferner vernahm ich, daß sein Vater sich gegenwärtig auf einer Handelsreise nach Benedig befinde und von dort vor Monatsfrist nicht leicht zurückerkwartet werde, und schien es somit das Gerathenste, den Knaben vor des Vaters Heimkunft zur heiligen Taufe vorzubereiten.

Es ist aber dieser Abel Ubele der aller-

reichste Jude nicht nur in Prag, sondern in ganz Böhmen, und hatte ich oftmals von armen Leuten über ihn klagen hören ob der unbarmherzigen Härte, mit welcher er seinen Schuldnern den letzten Heller, ja das Blut unter den Nägeln hervorpreßte. Daß somit seines einzigen Söhnleins Entschluß, ein Christ zu werden, einen höllischen Sturm hervorrufen werde, lag auf der Hand, und ich überlegte in meinem Herzen, ob es in Anbetracht der zarten Jugend des kleinen Abele nicht rathsam sei, den Empfang der heiligen Taufe ein paar Jahre hinauszuschieben. Allein der Gedanke, daß die Mutter Gottes selber jetzt den Knaben berufen, verdrängte jeglichen Zweifel; auch fand ich ihn gänzlich entschlossen, von seinen Eltern zu scheiden, wiewohl ihm das seiner Mutter wegen, welche er kindlich liebte, recht bitter wurde. Sprach ihm also, bis das Weßperglöcklein läutete und mich in das Chor rief, Muth ein; dann bat ich ihn, er möge sich ein halbes Stündlein im Garten gedulden, derweil ich mit meinen Brüdern das Lob Gottes und seiner Heiligen singe, und ging in die Kirche. All das Wunderbare, das ich soeben gehört, ließ jedoch meinen Geist nur halb beim Psalmodyren, so zwar, daß ich zum Vergerniß meiner Brüder eine falsche Antiphon anstimmte, was mir der liebe Gott verzeihen möge.

Als die Weßper zu Ende, wartete im Kreuzgange P. Guardian meiner und winkte mir, ihm auf seine Zelle zu folgen. Konnte mir schon denken, warum, und nahm diesmal den wohlverdienten Wischer, ohne die Nase zu rümpfen, hin. Dann erzählte ich ihm die wunderbare Geschichte von dem Judenknaben. Der P. Guardian hörte mich ruhig zu Ende, strich sich seinen schwarzen Bart und meinte: „P. Sebalde, da habt Ihr Euch in Eurer Gutmüthigkeit wieder einmal einen rechten Bären aufbinden lassen.“

Ließ mich aber hierdurch nicht beirren und sagte: „O mein lieber P. Honori, wollte Gott, man bände mir täglich solche Bären auf, die sich in der heiligen Taufe in

Lämmer Christi verwandeln! Kommt doch und seht das Knäblein, und Ihr möget selber entscheiden, ob dieses unschuldige Antlitz eines Lügners Larve sei. Kommt mit, der junge Abele steht drinten im Garten und wartet unser!“

Das war P. Guardian zufrieden, und wir stiegen selbender in das Gärtlein nieder. Bald fanden wir den Knaben; er hatte inzwischen an dem Heiligenhäuschen gar säuberlich die dürren Blätter aus dem Spheu gelesen und das kleine Beet davor abwechselnd mit weißen Schneeglöcklein und gelben Schlüsselblumen so besteckt, daß die Reihen in hebräischen Buchstaben das Wort Mirjam, das heißt *M a r i a*, bildeten. Wiewohl ich es nämlich in meinen jungen Jahren in litteris Hebraicis nur mit Mühe bis zum Hithpael gebracht, konnte ich die sonderbaren Schriftzeichen doch noch lesen und dem P. Guardian verdolmetschen. Als der Knabe unsere Schritte hörte, wandte er sein von der Arbeit lieblich geröthetes Gesicht herum, strich die vollen Locken aus der Stirne und grüßte uns recht ehrfurchtsvoll und kindlich, was alles bei P. Guardian eines guten Eindruckes nicht verfehlt.

Gleichwohl nahm er ihn scharf ins Gebet und fragte ihn seine Geschichte rückwärts und vorwärts. Der Knabe wiederholte in einfältigen Worten, was er mir erzählt hatte, und widersprach sich dabei nicht mit einer Silbe. Als er aber merkte, daß P. Guardian seiner Erzählung nicht recht traue, wurde er fast betäubt und sagte: „Glaubt Ihr meinen Worten nicht, ehrwürdiger Vater? Und habe doch in meinem Leben noch niemals gelogen.“

„Ich glaube dir, mein Kind,“ antwortete der P. Guardian. „Aber mich schreckt der Kampf, so deiner harret. Wie willst du gegen den Willen deines Vaters den Befehl der heiligen Jungfrau ausführen?“

„Sie wird mir helfen“, sagte der Knabe voll Zuversicht. „Ich bin entschlossen, meinem Vater zu entfliehen.“

„Aber dein Vater ist reich, sehr reich,“

prüfte ihn P. Honorius des weitem.
„Wenn du ihm entfliehst, machst du dich zum Bettler, und du weißt nicht, wie hart und bitter das Bettelbrod schmeckt.“

Doch machte solche Vorstellung keinen sonderlichen Eindruck auf den entschlossenen Knaben, vielmehr antwortete derselbe: „Wohl hat mein Vater viel Seidenzeug in seinen Gewölben und reichlich Gold in seinen Kisten; das alles will ich mit Freunden verlassen und betteln gehen. Daß ich aber von meiner Mutter scheiden muß, das freilich ist über die Maßen hart; doch wird mich Maria zu trösten wissen.“

„Amen,“ sagte ich da, zu Fahren bewegt, „und sie wird dir eine vielliebende Mutter sein.“

„Maria soll mir eine vielliebende Mutter sein und wird, wie ich hoffe, dereinst auch meine Mutter trösten. Diese ist dem christlichen Glauben nicht so abhold: schaut nur, was sie mir einst umhing, da ich noch sehr klein war.“ Mit diesen Worten zog der kleine Abel zu unserem großen Staunen ein Skapulier hervor.

Da wir dessen ansichtig wurden, jagte der P. Guardian: „Wahrlich, mein Knabe, dich hat die heilige Jungfrau von der Wiege an zu ihrem Kinde angenommen! Nun zweifle ich auch nimmermehr, daß du ihrem Rufe ohne Zaudern zu folgen habest. Sie wird dir Kraft und Stärke verleihen, selbst wenn du mit deinem Blute den Glauben besiegeln müßtest. So wollen wir allda vor ihrem Bilde niederknien, voll Dank für das Werk, das sie begonnen, und um ihre mächtige Hilfe flehend.“

Knieten also selbdrift nieder, und P. Honorius betete mit erhobenen Händen und gar beweglicher Andacht das „Unter deinen Schutz und Schirm“, wovon ich aus vollem Herzen einstimmte.

Dabei fielen der kleine Abel, dieses Gebetleins noch unkundig, seine Hände, schaute vertrauend zur schmerzhaften Mutter empor und sprach zum Schlusse ganz allein ein kräftiges Amen, daß uns beiden Männern schier die Thränen in die Augen traten.

Auch ereignete es sich, daß zur selben Stunde in der nahen Santa Casa oder Loretokapellen das Ave-Läuten anhub, dem hinwiederum alle Kirchen von Prag antworteten, und es kam aus einem Nachbargarten ein Bluffink auf den alten Birnbaum geflogen und schmetterte sein Abendlied. Das war der erste und letzte Bluffink, den ich heuer in unserem Garten hörte, und Bruder Kunibert mühte nachher, auch das sei eine Vorbedeutung gewesen.

Jetzt ging P. Guardian mit mir zu Rathe, was mit dem Knaben zu thun sei, und hierbei waren wir keineswegs einerlei Meinung; denn ich wollte ihn heimlich im Kloster behalten und hätte gar zu gerne das unschuldige Blut zu einem Sohne des hl. Franciscus herangezogen, derweil P. Honorius nichts davon hören wollte, indem er den Sturm scheute, den der reiche Jude gegen uns arme Kapuziner herausbeschwören würde. Sein Plan ging vielmehr dahin, den Knaben in das Proselytenhaus zu schicken, das eigens zum Unterhalte neubekehrter Juden gestiftet ist, und in dem sie unter dem Schutze der Obrigkeit gegen die Nachstellungen ihrer Sippe gesichert sind. Zu meinem großen Herzeleid konnte ich den guten P. Honorius nicht zu meiner Meinung bereden, weder für unser Klosterlein hier in Prag, noch für ein anderes unserer böhmischen Provinz. Mußte mich also zu seinem Willen bequemen, wobei ich gleichwohl nicht gänzlich und freudig gehorchte, vielmehr mir jetzt fürnahm, die ganze Historie an meinen geistlichen Bruder in Regensburg zu schreiben, zuversichtlich vertrauend, er werde sich dieses Pfleget Kindes der lieben Mutter Gottes annehmen.

Summa Summarum: bis von dorthier eine Antwort kam, mußte ich meinem P. Guardian nachgeben, auch alsbald in seinem Auftrage mit dem Knaben nach Sankt Clemens gehen, um daselbst mit dem Rector des großen Jesuiten-Collegii, welcher dem Proselytenhause vorsteht, Rede und Rath zu pflegen. Das nahm seine Zeit; denn die Jesuiten wollten sich in sothanan

Angelegenheit die Fingerringe auch nicht verbrennen.

Der P. Rector berief seine Confessores oder Räthe, und diese fragten den Knaben mit großer Milde im Ton, aber der Sache nach noch viel schärfer als unser P. Guardian, die Kreuz und Quer nach allen Umständen des wunderbaren Vorfalls, zeigten sich schließlich doch befriedigt, und der P. Rector sagte Ja und Amen. Wollte auch sofort persönlich mit mir den Knaben nach dem nahe gelegenen Proselytenhause geleiten, und wurde diesem daselbst, wie bei einer solchen Begleitung nicht anders zu erwarten, die beste Aufnahme zu theil.

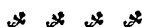
Nachdem alles zu allseitiger Zufriedenheit geordnet war, verabschiedeten wir uns für diese Nacht, wobei der Knabe in wohlgeordnetem Latein—denn er war dieser Sprache schier besser kundig als ich—dem Jesuiten sein gratias sagte, mir aber die Hand küßte und mich um meinen öftern Besuch gar dringend ersuchte. Herzlich gerne versprach ich das dem guten Kinde.

Vor dem Hause sagten wir zwei Ordensleute uns mit freundlichen Worten „Gute

Nacht“, empfahlen uns auch der eine in des andern fromme Gebete und heilige Opfer. Dann wandte ich mich der steinernen Brücke zu, welche durch den Martyrtod des hl. Johannes von Nepomuk so hoch berühmt ist. Es war inzwischen Nacht geworden und die Lichter brannten hell vor dem großen steinernen Crucifixe, das von einem Juden zur Strafe für eine Gotteslästerung daselbst errichtet wurde, wie es denn auch zum ewigen Andenken in hebräischer Schrift das Bekenntniß der Gottheit Christi trägt.

Ich ging nicht vorbei, ohne ein Vatermutter für die Bekehrung des verblendeten Judenvolkes, insonderheit aber für den kleinen Abele zu beten, und auch den heiligen Nepomuk grüßte ich in der gleichen Meinung mit einem kurzen Gebete. Dann wandte ich fast traurig durch die dunklen Straßen dem Grabschrein zu; weiß nit, wie es kam; aber es lag mir so bang auf dem Herzen, als ob die nächste Zeit viel bitteren Schmerz und schweren Kummer bringen müßte.

(Fortsetzung folgt.)



Wo ist das Heil?

Nur allein in der römisch-katholischen Kirche lebt das feste Bewußtsein einer übernatürlichen Offenbarung, einer außergewöhnlichen Hülfsleistung Gottes an die hilflosbedürftige Menschheit.

Nur allein in dieser Kirche herrscht der lebendige Glaube an die große Liebesthat, in der Gott sich selbst den Menschen schenkt, der lebendige Glaube an die Gottheit Jesu Christi im herkömmlichen Sinne der christlichen Ueberlieferung und der hl. Schrift.

Nur allein in dieser Kirche herrscht die feste Ueberzeugung, daß es einen lebendigen, persönlichen Gott giebt, der Himmel und Erde erschaffen hat, der den Menschen im Gewissen seinen Willen offenbart, der dereinst den Menschen zur Rechenschaft ziehen wird. Um Gott zum Vater zu haben, muß man die Kirche zur Mutter haben.

Nur allein die römisch-katholische, durch

Gottes Schutz, unfehlbare Kirche hat die Aufgabe und die Befähigung, der Menschheit die Wahrheit zu predigen, und sie dadurch wirkksamst zu bewahren vor jenen verderblichen Selbstvergötterungsgeleüsten, welche aus Menschen Teufel und aus der Welt eine Hölle machen. Mögen auch viele Einzelne, welche ohne ihre Schuld außer der Kirche sich befinden, durch Christi außergewöhnliche Gnaden vor dem ewigen Verderben bewahrt bleiben: im Allgemeinen gilt der Satz: Außer der Kirche kein Heil! Zurück zum Vaterhaus; sonst gehen wir in dieser Finsterniß zu Grunde. Wohl vermag die Kirche nicht, dieses irdische Leben zu einem Paradies, einem Himmel zu gestalten; aber sie vermag es, ihm die Bedeutung zu bewahren, welche es nach Gottes Absichten haben soll, die Pilgerfahrt zum Himmel zu sein.

Gregor XVI.



Manche Feinde des christlichen Glaubens gefallen sich darin, das Papstthum als eine altersschwache, lebensmüde, ihrer Auflösung zuwankende Institution zu schildern. Namentlich im 19. Jahrhundert, in der Zeit der Ueberflugsheit, hat bei jeder passenden und unpassenden Gelegenheit die Stimme der öffentlichen Meinung, die ungläubige Presse, Grablieder des Papstthums gesungen. Und doch ist gerade dieses Jahrhundert eine ununterbrochene Kette von Beweisen der Macht des Felsens Petri, der Unzerstörbarkeit des päpstlichen Stuhles und der Herrlichkeit der Ewigen Roma. So oft der regierende Pontifex Maximus nur von einer leichten Unpässlichkeit heimgesucht wird, sehen sich sofort die Journale des offenen und geheimen Christenhasses berufen, in ebenso taktloser wie herzloser Weise die Frage der Nachfolgerschaft aufzustellen und alle möglichen und unmöglichen Phantasie-Gemälde über die Lage der Kirche, die Aufgabe der Diplomatie zu entwerfen und dem Papstthum das Sterbeglöcklein zu läuten.

Demgegenüber treibt die Kirche ruhig ihrem Ziele nach, denn Steuermann ist und bleibt Christus selbst, der sich heute der Hand des Petrus, morgen der des Leo bedient, um die Arche des neuen Bundes vor Strandung zu bewahren und dem ewigen Hafen zuzuführen. Die Kirche war im 19. Jahrhundert groß in Allem und die Geschichte desselben reicht sich den glorreichsten Annalen der vorgehenden Centennien an. Sie ist groß in ihren Päpsten wie in ihren Papst-Wahlen, groß in ihren Thaten, wie in ihren Siegen, groß wie auf kirchlichem Gebiete so in allen Sphären des Lebens, und zu keiner Zeit war die Kirche, war das Papstthum mehr aller äußeren Macht, aller weltlichen Größe, aller irdischen Majestät entkleidet, als in unseren

Tagen—und wunderbar—nie zuvor auch war die Kirche, war das Papstthum so mächtig in seinem Einflusse auf die Regierung der Welt, triumphirend in den Werken der Festigung und Ausbreitung des kirchlichen Lebens und so glorreich in der Manifestation ihres ewigen göttlichen Berufes als in heutiger Zeit.

Zu den gewaltigsten Erscheinungen der jüngsten Epoche gehört Gregor XVI., ein Kirchenfürst, der den würdigsten Päpsten kühn an die Seite gestellt werden kann. Lag seine Stärke in dem, was eine weltliche Betrachtung der Dinge Genie, oder sogenanntes geistreiches Wesen, oder sonstige glänzende Herrschergaben nennt? Wer je mit ihm zu verkehren gehabt, schreibe Cardinal Wiseman, wird gerührt und erstaunt gewesen sein über die kindliche Einfachheit und Demuth des greisen Priesterfürsten, der gleichsam zwei Naturen in sich vereinigte, den frommen, schlichten Camaldulenser Mönch und den Statthalter Christi auf Erden, von denen der eine von Ehrfurcht und heiliger Scheu vor der Würde des andern durchdrungen war. Nicht selten geschah es, wie Ohrenzeugen versichern, daß er im Gespräche des Papstes wie einer dritten Person erwähnte, seine menschliche und persönliche Existenz trennend von dem heiligen Amte, das auf ihm ruhte. Nur wer ihn je vor dem Sakramente belehrt gesehen, kann diese Stimmung und Gesinnung vollständig begreifen und würdigen. Er sah sich, den Menschen, als unwürdig und unfähig an, die Würde und Bürde des Hohenpriesterthums zu tragen.—Aber auf den Herrn der Heerschaaren, der ihn auf diesen Paß gestellt, setzte er mit der Selbstverläugnung und dem Kindesfinn eines Heiligen sein Vertrauen. Dort lag seine Stärke, von dort her holte er seinen Muth und seinen Rath. So wenig eine Mutter ihres Kindes vergißt, so wenig hat der Herr sol-

chem Glauben noch jemals seine Gnade verjagt. Darum stand Gott seinem treuen Diener Gregor in den mannigfaltigsten Gefahren und Verwickelungen seines schwierigen Pontificats sichtbar mit seinem Schutze und seiner Erleuchtung zur Seite. Bei mehr als einer Gelegenheit hat gerade er, wie durch höhere Inspiration, Entscheidungen abgegeben, auf welche, was der spätere Erfolg bewies, kein blos natürlicher Verstand aller Weisen und Gelehrten der Christenheit gekommen wäre.

Betrachten wir vorerst die Geschichte des Lebens dieses großen Papstes, ehe wir von den Werken seines Pontificats hören.

Bartholomäus Albert Capellari wurde zu Belluno in der Lombardei am 18. September 1755 geboren. Seine Eltern gehörten zu dem Adel des Ortes. Im Jahre 1783 nahm er den Habit der Camaldulenser in dem Kloster St. Michele in Murano zu Venedig, und erhielt den Namen Maurus. Im Jahre 1795 wurde er in Geschäften nach Rom abgeordnet, und gab daselbst ein bedeutendes Werk von großem Werthe heraus, welches einen Beweis von seiner umfassenden und mannigfaltigen Gelehrsamkeit gab. Im Jahre 1805 wurde er zum Abla gewählt und bekleidete das Amt in dem Kloster von St. Gregor in Rom und in jenem zu Venedig, wo er ursprünglich Profeß abgelegt hatte. Das erstere jedoch wurde sein gewöhnlicher Aufenthaltsort.

Die Kirche und das Kloster von St. Gregor haben eine schöne Lage auf dem cälschen Hügel und nehmen die Stätte eines Ordenshauses ein, welches jener große Papst in seinem eigenen Hause gestiftet hatte. Es war ursprünglich dem hl. Apostel Andreas geweiht, zu dessen Ehre noch eine Kapelle im Garten steht, die herrliche Freskogemälde zieren. Ueber die Schwelle dieses Hauses gingen der heilige Augustin und die übrigen Missionäre, welche der heilige Gregor nach England schickte. Von den Benediktinern ging es in die Hände der Camaldulenser über, die in der That ein Zweig jenes Ordens sind. Die Camaldu-

senjer erhielten ihren Namen von einem der drei berühmten „Heiligthümer“ Toskana's, die mitten in den Wildnissen der Apenninen liegen und sich durch die Schönheit ihrer Lage und der Aussicht, die sie darbieten, auszeichnen. Allein die Camaldulenser, von dem heiligen Romuald im dreizehnten Jahrhundert gestiftet, haben zwei Lebensweisen: eine klösterliche und eine einsiedlerische. Dem klösterlichen Zweige gehörte Dr. Mauro Capellari an. In dem herrlichen Kloster von St. Gregor dem Großen brachte er gegen zwanzig Jahre in ruhiger Dunkelheit zu, aber im Genusse einer reichen Bibliothek, die er bedeutend vermehrte.

Obgleich dem Publikum kaum bekannt, war er doch einer der vielen in Rom lebenden Männer, die still und unangesehen das große Werk der Kirche betreiben, als deren Rätthe, Theologen und Schiedsrichter in schwierigen Angelegenheiten. Auf diese Weise wurde P. Capellari dem heiligen Stuhle wohl bekannt, und man gab ihm vollkommene Gelegenheit, mit kirchlichen und sogar mit bürgerlichen Geschäften vertraut zu werden, und seine Fähigkeit, Klugheit und Geradheit in der Verhandlung derselben zu offenbaren. Unter anderen schweren Pflichten legte ihm Leo XII. die eines Visitators der vier kleinern Universitäten auf. Jene, die seine Verdienste kannten, erwarteten sicher, daß er bald in eine Stellung kommen werde, um sie nützlicher zu entfalten; da schien es, als ob ein befreundeter Rivale zwischen ihn und seine wohlverdienten Ehren getreten wäre.

Ein anderer Religiose aus demselben Orden und aus der nämlichen Provinz war viel später nach Rom gekommen, und um mehrere Jahre jünger als er, Dr. Placido Zuella, ein Mann von großer Gelehrsamkeit und gefälligen Manieren, und überdies mit hohen moralischen Eigenschaften geschmückt. Aber er hatte in den kirchlichen Angelegenheiten Roms keine hervorragende Rolle gespielt und die Last seiner schlimmen Lage nicht getragen. Seine Berühmtheit als Schriftsteller hatte er vielmehr in einem ganz

anderen Gebiete erworben, nämlich durch seine geographischen Forschungen. Im Jahre 1818 hatte er zu Venedig ein interessantes Werk über Marco Polo und andere venetianische Reisende der Vorzeit herausgegeben, und eine sonderbare Weltkarte an's Licht gebracht oder wenigstens größtentheils erläutert, die in der Bibliothek von St. Markus aufbewahrt wurde, und obwohl viel älter als die Zeit des Columbus, schon einen Wink von einem westlichen Festlande zu geben schien. Es war der vertraute Freund des P. Capellari und ganz komstante, als er im Mai 1823 von Pius VII. zum Kardinal ernannt wurde, nicht weil man seine Verdienste unterschätzte, sondern weil seine Erhebung die seines Ordensgenossen zu verhindern schien. Denn man hielt es für unmöglich, daß zwei Religiosen aus einem sehr beschränkten Mönchsorden zum Purpur erhoben werden sollten. So dachte auch Zuela, und als er Kunde von seiner bevorstehenden Ernennung erhielt, soll er sich Pius zu Füßen geworfen und es abgelehnt haben, als eine Ungerechtigkeit gegen seinen Freund und gewiß als einen Fehlgriff. Er wurde Vicar Rom's und war Protektor dieses Collegs bis an seinen Tod in Sicilien im Jahre 1834. Nicht die geringste Unterbrechung der Freundschaft fand zwischen den zwei Ordensbrüdern statt, selbst, nachdem der letzte der erste geworden, und Zuela Capellari's Vicar war.

In der That sah Leo XII. von allem Herkommen ab, befahl eine vollständige Ausrüstung für einen Kardinal auf seine eigenen Kosten bereit zu halten, und die Farbe und Form der Gewänder ließ keinen Zweifel, wer der unbekannte Ernannte sein sollte. Am 25. März 1825 erwählte ihn Leo zum Kardinal, behielt ihn aber in petto bis zum 13. März des folgenden Jahres, als er ihn mit einem solchen Lobspruche proklamierte, wie er selten im Conistorium gehört wurde. Er sprach von ihm als von einem Manne, sehr ausgezeichnet durch die Unbescholtenheit und Strenge der Sitten, durch

tiefe Gelehrsamkeit, besonders in kirchlichen Gegenständen und durch langwierige Mühseligkeiten, die er für den apostolischen Stuhl erduldet.

Am Feste Mariä Reinigung, am 2. Februar 1831, wurde Cardinal Capellari zum Papste erwählt, als welcher er den Namen Gregor annahm.

Die Ceremonie seiner Krönung, die am 6. stattfand, wurde durch seine Konsekration zum Bischof am Hochaltar von St. Peter erhöht. Diese Funktion zeigte deutlich, daß sich in seiner Person zwei verschiedene Ordnungen der kirchlichen Gewalt vereinigten. Von dem Augenblicke seiner Annahme der päpstlichen Würde war er Oberhaupt der Kirche, konnte Dekrete erlassen, regieren, Bischöfe ernennen oder absetzen und jede Pflicht der päpstlichen Gerichtsbarkeit ausüben. Aber er konnte nicht Priester weihen, nicht Bischöfe consecriren, bis er selbst die Handauflegung von andern Bischöfen erhalten hatte, die im Range minder waren, als er und die unter und von ihm ihre Bischofsstühle und Gerichtsbarkeit inne hatten.

Bei einer früheren Gelegenheit, als Clemens XIV. zum Papst ernannt wurde, empfing dieser die bischöfliche Konsekration nicht zugleich mit seiner Krönung. Gregor verband die beiden Funktionen, aber einem noch ältern Vorgange folgend, wich er von den gewöhnlichen Formen ab.

Der Morgen war heiter und voll Freude; der Abend des Tages aber kam düster und unheilbedrohend. Während das Volk vor dem Vatikan knieend den Segen des neuen Papstes empfing, kam die Kunde von einem Aufstande in den Provinzen nach Rom. So mußte auch Gregor vom ersten Tage seines Pontifikates an dem Sturme der Revolution wehren, welche die Kirche zertümmern, den Felsen Petri unter einer Sintfluth begraben wollte. Der neue Statthalter Christi war seiner großen Aufgabe gewachsen; er entwickelte Ruhe, Sanftmuth und Klugheit im höchsten Grade. Niemand, der die öffentlichen Akte des ersten

Jahres seiner Regierung lieft, würde sich einbilden, daß es ein Jahr inneren Krieges, der Verwirrung und des Elends war.

Noch im Monate seiner Ernennung (am 28. Februar) präconisirte er, wie es genannt wird, 22 Erzbischöfe und Bischöfe; im folgenden September verkündigte er noch 17 weitere, und ernannte 12 Cardinäle, unter ihnen mehrere Männer von bedeutendem Verdienste. Im März befahl er den prächtigen Tunnel für den Anio zu Tivoli zu beginnen. Die Zölle auf Salz und Mehl setzte er herab und ermäßigte andere Einfuhrartikel. In verschiedenen Städten, auch in der Hauptstadt rief er Handeltammern ins Dasein, erließ vortreffliche Gesetze für die Gemeindeverwaltung und reorganisirt: die Regierung verschiedener Provinzen, indem er zu deren Vortheile ihren Rang erhob, führte große Verbesserungen in dem Gesetzbuche des Criminal- und Civilprocesses ein und legte einen Amortisationsfond an zur allmäligen Tilgung der neu contrahirten Schuld.

Aber vielleicht der auffallendste Akt in diesem Jahre des Druckes und der Empörung war die Veröffentlichung einer apostolischen Constitution, die vom 31 August datirt war und mit den Worten be m: "Solicitude Ecclesiarum."

Es kriegerisch die Haltung erscheinen mag, die Gregor im Beginne seiner Regierung annehmen mußte, so waren doch die Künste, welche ihr den Charakter ausdrückten, Künste des Friedens. Kaum irgend einem Pontifikat sind ihre Fußstapfen tiefer oder breiter eingedrückt, als dem seinigen. Er begnügte sich nicht damit fortzusetzen oder auszudehnen, was seine Vorgänger begonnen hatten, sondern er war schöpferisch, d. h. er begann aus nichts und vollführte, was bis auf seine Zeit gänzlich fehlte. Auch beschränkte er sich nicht auf ein einziges Gebiet der Kunst, sondern seine Aufmerksamkeit war umfassend und zeugte von großartiger Gesinnung; er wurde nicht von Laune geleitet, sondern von einem Gesetzmacke, der zu unterscheiden wußte.

Es ist erwähnt worden, daß er schon in dem Jahre seiner Thronbesteigung neue Gesetze über das Gerichtsverfahren veröffentlichte. Das Jahr darauf erließ er ein anderes Dekret über Verbrechen und ihre Strafen. Im Jahr darauf erließ er ein anderes Dekret über Verbrechen und ihre Strafe. Im Jahre 1833 organisirte er das Staatssecretariat von neuem, indem er es in zwei Departemente theilte, für die inneren und auswärtigen Angelegenheiten; ferner gab er dem Departemente der öffentlichen Werke ein neues System.

Im Jahre 1834 wurde in Rom zum erstenmale eine Nationalbank errichtet und ein vollständiger Codeg von Gesetzen und Verordnungen für die ganze öffentliche Verwaltung verkündigt. Im folgenden Jahre wurden neue Münzen ausgegeben, die vollkommener als früher auf das Dezimalsystem zurückgeführt waren; denn es standen z. B. die Goldmünzen früher mit demselben in keinem Verhältnisse. Das ganze römische Forum wurde gründlich restaurirt und das Kloster St. Gregor, ein ansehnliches öffentliches Gebäude nebst dem Plage und den Straßen in der Nähe wurde auf die eigenen Kosten des Papstes neu hergestellt und verschönert. Sehr bedeutende öffentliche Werke wurden auch an der Mündung der Tiber aufgeführt, so wie in dem Hafen und in der Stadt Civita Vecchia. Der Anio wurde auch in diesem Jahre durch seine zwei neuen Tunnel gelassen und endlich ein Kirchhof, den man außerhalb der Mauer bei der Basilika von St. Laurentius angefangen hatte, vollendet und eröffnet. Die Beerdigung darin wurde streng geboten und das Begräbniß innerhalb der Mauern untersagt. Im Jahre 1836 wurden zuerst Nachschulen eingeführt.

Das Jahr 1837 war ein düsteres in den Annalen der Regierung Gregors. Die Cholera hatte mehrere Theile der Staaten heimgesucht und besonders stark in Ancona gewüthet. Der Papst unterstützte sowohl aus seinem eigenen Vermögen, als aus Staatsmitteln jeden angegriffenen Platz,

unterließ aber zu gleicher Zeit keine Vorsichtsmaßregeln in seiner Hauptstadt. Es wäre überflüssig zu bemerken, daß jeder religiöse Akt der Sühnung pflichtgemäß vollzogen wurde. Es wurden Predigten in vielen Kirchen gehalten, um das Volk zur Buße zu ermahnen, damit so der göttliche Zorn besänftigt und die Geißel abgewendet werden möchte.

Der Papst blieb auf seinem Posten in Rom, hatte auf alles Acht, spendete reichlich Almosen und sorgte für alle Bedürfnisse. So ging die Plage endlich vorüber, und der Würgengel steckte sein Schwert in die Scheide, nachdem sich die Sterblichkeit in den zwölf Monaten (zwischen Ostern und wieder Ostern) von 3,000 Todesfällen auf 12,000 gesteigert hatte. Neue Pflichten traten sodann in den Vordergrund. Der heilige Vater stellte sich an die Spitze der Subskriptionen für Erziehung der zahlreichen Waisen, die in Folge der Pest in einer hilflosen Lage waren. Die Mildeithätigkeit zeigte sich hier allgemein.

Daß sich um einen solchen Regenten und großen Kirchenfürsten auch ein Sonnenhof der gefeiertsten und bedeutendsten Männer seiner Zeit stellte, versteht sich von selbst. Wir begegnen da so weltberühmten Koryphäen der Gelehrsamkeit, der Wissenschaft und der Kunst, wie Overbeck, Cornelius, Veith, dem gelehrten Dratorianer P. Theiner, Baron Seramb, dem Wundermann Cardinal Joseph Mezzofanti, Cardinal Wiseman, Cardinal Acton, Cardinal Angelo Mai, Cardinal Lambruschini.

Der feurige Geist des Papstes befruchtete und beherrschte alle geistigen Gebiete, alle Sphären der weltlichen und kirchlichen Regierung und war mitten in allen Wirren nicht nur auf Erhaltung sondern sogar auf Erweiterung des katholischen Lebens und der Grenzen der Kirche bedacht. Wie die Revolution der fanatisirten Massen fand auch die Tyrannei der Großen und Gewalthaber in ihm ihren Meister.

In der That verging kaum ein Jahr seiner Regierung, ohne daß er sich in einer Al-

locution über die Bedrückung der Kirche in dem einen oder andern Lande im Norden oder Süden Europas, im Morgen- oder Abendlande auszusprechen hatte. Er sprach die Wahrheit gerade und offen heraus und ärnerte gewöhnlich die Früchte seiner Geradheit und seines Muthes.

Sein peinlichster Kampf jedoch war der, den er von Angesicht zu Angesicht mit dem größten Souveräne Europa's auszusechten hatte, mit einem Manne, der gewohnt war, ohne Widerspruch zu befehlen und überall dem vollkommensten Gehorsam zu begegnen. Er bildete sich nicht ein, daß es ein menschliches Wesen gebe, welches es sich herausnehmen würde, ihm eine Lektion zu lesen, und noch weniger, ihm einen Verweis zu geben.

Im Dezember 1845 kam dieser, der Herrscher Polens, Czar Nikolaus I. nach Rom und erschien zu einer persönlichen Konferenz im Vatikan.

Der Bericht des Papstes selbst darüber war kurz, einfach und zeugte von dem vollen Bewußtsein seiner Macht. „Ich jagte ihm,“ so sprach er, „alles, was der Heilige Geist mir eingab.“ Und daß er nicht vergeblich gesprochen, Worte, die bloß im Winde verhallten, sondern solche, die gut angebracht waren und den rechten Fleck trafen, dafür haben wir einen andern Zeugen. Ein englischer Gentleman befand sich in einem Theile des Palaßtes, durch welchen der kaiserliche Gast kam, als er von seiner Unterredung zurückkehrte, und er beschrieb dessen ganz verändertes Aussehen. Er war eingetreten mit seinem gewöhnlichen festen und königlichen Aussehen, imponierend durch die statuenähnlichen Gesichtszüge, durch die stattliche Körpergestalt und die martialische Haltung, frei und ungezwungen, mit huldvollen Blicken und herablassenden Gebärden des Kreuzes. So schritt er durch die lange Reihe von Vorzimmern, — der kaiserliche Adler, glänzend und feurig mit glattem Gefieder und mit flammendem Auge, in all' der Herrlichkeit der Schwirgen, die kein Flug jemals ermüdet, des

Schnabels und der Krallen, denen noch keine Beute widerstanden hatte. Er kam heraus mit unbedecktem Haupte, und wenn man das von einem Manne sagen kann, mit aufgelösten Haaren, verstäubt und blaß, wie wenn er in einer Stunde ein langwieriges Fieber durchgemacht hätte, große Schritte machend, mit eingezogenen Schultern, ohne jemand zu beachten oder zu begrüßen. Er wartete nicht, bis sein Wagen an den Fuß der Treppe kam, sondern stürzte hinaus in den äußern Hof und eilte von dem Orte hinweg, der augenscheinlich der Schauplatz einer Niederlage gewesen. Es war der Abler, der von seinem Horste in den Felsenklüften, „von seinem Neste zwischen den Sternen“ herabgezogen worden war, die Federn zerzaust und das Feuer des Auges ausgelöscht durch eine Macht, die er bisher verachtet hatte.

Aber wir müssen vollständig gerecht sein. Die Unterredung erregte in ihm weder Gefühle des Grolles noch der Rache. Ohne Zweifel athmete die Rede des Papstes den Geist der Worte auf dem Brustschilde des hohen Priesters: „Lehre und Wahrheit“ gesund im Principe und wahr in der That. Diese Worte überzeugten und überwiesen ihn. Thatfachen mit ihren Beweisen waren ohne Zweifel sorgfältig vorbereitet worden und konnten nicht geleugnet werden. Die starke Aufregung, welche Gregor bei andern Gelegenheiten so leicht verrieth, konnte hier nicht zurückgehalten worden sein. Ost sah man, wenn er im Gebete war, die Thränen von seinen glühenden Wangen her-

abrollen; oft sahen jene, die ihm mit dem Berichte über Noth und Elend naheten, oder die dabei stunden, wenn ihm die Nachricht von einem Verbrechen mitgetheilt wurde, seine Gesichtszüge bebten und sein Auge trübe werden durch den doppelten Kummer des Apostels, durch die Thränen der Schwäche mit den Schwachen, durch den brennenden Tropfen des Unwillens über die Sünde. Dieses lebhafte Gefühl kam nicht gedämpft worden sein, selbst nicht durch die Kälte einer gedolmetschten Unterhaltung, sondern es muß jene beredten Worte begleitet haben, die aus Gregor's Munde hervorströmten, wenn er im Feuer der Begeisterung war. All' dies muß seine Wirkung gehabt haben, um so mehr, da hier nichts erwidert werden konnte.

Am 1. Juni 1846 schied Gregor XVI. aus dem Leben. Sein Name leuchtet in Lapidarschrift am Felsen Petri, bis zu dessen Spitze die empörte Hochfluth der Revolution ihren Gischtschleudern konnte, von dessen Fuß aber die ohnmächtige Brandung zurückeblt, welche in 300jährigem Ansturm ihre Macht erschöpfte. Und wie die Hochfluth sich legt und das Land sich wieder hebt, steigen die Bilder unserer großen Päpste höher und mächtiger empor, da die Vergangenheit fern und ferner rückt, wie sich bei der Abfahrt vom Strande höher und höher die Klippen des Continentes emporrecken. Eine spätere Nachwelt wird Gregors Größe noch würdiger zu messen wissen, als es uns Kindern und Zeitgenossen des 19. Jahrhunderts möglich ist.



Die höchste Erhebung des Geistes zu Gott ist das Gebet.

Man mag das diesseitige Leben betrachten, wie man will, überall gleicht es, wie ein moderner Denker gesagt hat, einem Pendel, welches hin und her schwingt, zwischen peinlicher Sorge und öder Langweile. Ruhe findet das Herz nur in Gott.

Gott erkennen und ihn lieben ist Seligkeit.

Maria ist die Mutter der schönen Liebe!

Petrarca hat das schöne Wort gesagt: Was die Thörichten Sterben nennen, das ist der Anfang des Lebens, der Ausbruch des Morgenrothes von jenem Tage, auf den keine Nacht folgt.